Tropfen im Meere.

Novellen

von

Egon Fels.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1875.

Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare, oder solche, welche die geringsten Spuren des Lesens tragen, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Tropfen im Meere.

Erſter Band.

Presd for Herbert, Johanna

Tropfen im Meere.

Novellen

von

Egon Fels.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1875.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/tropfenimmeere11fels

RBR
Jantz
#1034
Bd. 1

Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.

Seite

In der Ruine 1
Das Schloß an der Nordsee 59
Das Spukhaus 115

Zweiter Band.

Das Spukhaus (Fortsetzung) 1
Jesuitenränke 155

Dritter Band.

Jesuitenränke (Fortsetzung) 1
Ein Frauenherz 67
Ein glücklicher Zufall 135

In der Ruine.

Draußen stürmte es und der erste Schnee wirbelte in dichten großen Flocken an den großen Spiegelfenstern der eleganten Wohnung vorüber, welche der Geheimrath von B. mit seiner Familie im fashionabelsten Theil des schönen Elbflorenz inne hat.

Das Haus ist mit allem Comfort des Reichthums ausgestattet, und der edelste Geschmack einer kunstsinnigen, hochgebildeten Hausfrau documentirt sich, wohin man nur blicken mag.

So ist es denn kein Wunder, wenn die kleine Gesellschaft, in deren Mitte wir uns heute für ein Stündchen niederlassen wollen, sich äußerst behaglich in den schönen, sanft erwärmten, blumendurchdufteten Salons bewegt und mit größter Seelenruhe das draußen herrschende unfreundliche Wetter betrachtet.

Dort rechts vom weißen Marmorkamin, auf dessen Heerd hinter vergoldetem Gitter ein helles Feuer lustig brennend knattert und seine glühenden Lichter über die in reichster Frische prangenden Blumen des kostbaren Teppichs und über die schweren Falten ihres silbergrauen, mit kostbaren schwarzen Spitzen besetzen Kleides von gros de faille wirft, sitzt die noch immer schöne, anmuthige Gebieterin des Hauses. Die feinen schlanken Hände der Dame spielen mit dem chinesischen Kaminfächer, während sie in ihrer liebenswürdigen Weise mit ihrem Nachbar Herrn von M., einem ehemaligen Mitgliede der russischen Gesandtschaft, plaudert. Hin und wieder schweift ein Blick der Mutterzärtlichkeit hinüber nach jenem Erkerfenster, in welchem, halb verborgen hinter den reichen Spitzen und Sammtgardinen, ihre einzige Tochter sitzt. Ueber die Lehne ihres Fauteuils neigt sich die schlanke, elegante Gestalt eines Offiziers, der sich leise flüsternd mit ihr unterhält. Es ist ihr Verlobter, der Premierlieutenant Baron von Z. Fest überzeugt, daß Niemand es bemerkt, drückt der junge Mann zuweilen eine der blonden Locken der Geliebten an seine Lippen, was sie entweder nicht zu bemerken den Anschein hat, oder diese Freiheit höchstens

mit einem schalkhaften Aufblick oder einem leisen Drohen des zierlichen Zeigefingers bestraft, welche schlimme Strafe ihm wieder Gelegenheit giebt, den drohenden Finger zu haschen, um ihn zu küssen.

Die Gesellschaft respectirt das glückliche Vorrecht der Liebenden, sich mitten unter ihr so allein zu fühlen wie auf einer wüsten Insel. Niemand naht dem gefeiten Winkel und wagt dies zärtliche Beieinander, dies berauschende Versunkensein in ein einziges Gefühl unaussprechlichen Glückes durch seine profane Gegenwart zu stören.

O schöne, herrliche, selige Zeit der Jugendliebe! Du Urquell reinsten Entzückens! Giebt es hienieden einen Vorschmack der himmlischen Freuden, so ruht er in dir. Kehrst du auch einmal entschwunden nie mehr zurück, so berauscht doch noch im Alter die Erinnerung an dich das müde Herz! — —

In dem großen Salon finden sich einige Damengruppen zerstreut, und dort in der Ecke wispert und kichert es aus einem Kreise junger Mädchen hervor, denen sich, magnetisch angezogen von den frischen, lachenden Gesichtern und den glänzenden Augen, gleich den Mücken von der

brennenden Kerze, einige junge Herren angeschlossen haben.“

In dem offenstehenden Nebenzimmer aber disputirt der Hausherr mit einigen Freunden über die politische Lage Deutschlands und ihren Einfluß auf die Geschäfte der Börse.

Ein rascher Klingelzug am Außenthore und das gleich darauf folgende Knirschen der Räder eines Wagens auf dem Sande der Garteneinfahrt verkündete die Ankunft eines verspäteten Gastes, der auch rasch darauf unangemeldet den Salon betrat und, nachdem er die Dame des Hauses, welche ihm entgegengegangen, zu ihrem Sitze zurückgeführt, von allen Seiten umringt, mit freudigen Ausrufen und eifrigem Händeschütteln als hochwillkommen anerkannt wurde.

Sogar die Liebenden verließen ihr buen Retiro, und die Braut schlang ihre weißen Arme um den Hals des späten Gastes, um den sich liebevoll ihr Entgegenneigenden zärtlich zu küssen.

„Bist Du also doch noch gekommen, liebes Väterchen?“ rief sie fröhlich. „Heinz behauptete, Du würdest Dich sicher von dem Minister nicht so bald losmachen können.“

„Na, leicht ward es mir freilich nicht, liebe

Bella. Aber ich hatte es Dir versprochen und — me voilà."

„Das ist schön! Das ist brav! Dafür muß ich Dich küssen."

„Ei nun! Für solch' süßen Lohn könnte man schon etwas Schwereres vollbringen, als sich einer freilich ungeheuer interessanten Discussion über das tiefsinnige Problem, ob eine doppelte oder einfache Knopfreihe an den Uniformen den Vorzug verdiene, entziehen," erwiederte der alte Herr mit einem feinen Lächeln der Ironie, einen verständnißvollen Blick mit dem Sohne wechselnd, der gleich dem Vater den Schwerpunkt auf die Schlagfertigkeit der Armee legte und allen subtilen Difteleien über das Aeußere derselben abhold war und diese unaufhörlichen Armaturveränderungen eine unnöhige, ja schädliche Ausbeutung der Steuerkräfte des Landes nannte. Ein Umstand, welcher den alten Haudegen mitsammt Sohn nicht gerade beliebt in gewissen militairischen Kreisen machte.

„Uebrigens nimm Dich in Acht, mein Töchterchen." fuhr der alte Herr fort. „Heinz wird noch eifersüchtig auf mich werden, wenn Du gar zu freigebig mit Deinen Gunstbezeugungen gegen mich bist. Gelt, Heinz?" setzte er lächelnd hinzu,

gegen den Sohn gewendet, diesem die Hand entgegenstreckend.

„Wer weiß, Papa! Das wäre nicht unmöglich gegebenen Falles. Du müßtest ein gar nicht zu verachtender Nebenbuhler für jeden jungen Mann sein, wenn Du wolltest," erwiederte der Baron, die Hand des Vaters herzlich schüttelnd und die auffallend stattliche Gestalt des greisen Herrn mit liebevoller Bewunderung betrachtend.

„Geh, Schmeichler, der Du bist! Wenn wir — Ah! Sind wir auch da, Fräulein Wildfang?" rief, sich unterbrechend, der alte Herr einer kleinen, von Leben und Beweglichkeit strahlenden Brünette zu, die ihre schwarzen Locken schüttelnd mit muthwilligem Lächeln plötzlich vor ihm stand.

„Ei ja, Onkel Oberst, ich bin sehr da, wie Du siehst," lachte sie — „und damit ich hübsch gleich einen der Ehrentitel, mit welchen Du gegen mich so freigebig zu sein pflegst, verdiene, so verlange ich auf der Stelle die Erzählung, welche Du mir neulich schuldig geblieben, und wegen der Du mich auf unser erstes Zusammentreffen vertröstetest."

„Warum nicht gar! Du bist nicht klug, kleiner Quälgeist! Was soll solche Geschichte für

ein Interesse für die Gesellschaft haben? Heute nicht, erinnere mich ein anderes Mal daran."

„Nein, nein, und tausendmal nein! Ich will meine Geschichte haben. Du gabst Dein Wort, und nun halte es auch."

„Ja doch, Du sollst Deine Geschichte haben, aber nächstens, morgen meinetwegen. Nimm doch Vernunft an, Du Kobold. Niemand sonst interessirt die Sache als Dich."

„Fehlgeschossen, Onkelchen!" lachte sie, sich vor Vergnügen ein paar Mal auf dem Absatze umdrehend. „Diesmal entkommst Du mir nicht mit Deinen Flausen. Bin klug gewesen, Goldonkelchen, hab' mir Succurs verschafft, denn alle diese holden Damen und ehrenhaften Ritter —" sie machte eine graziöse Handbewegung im Kreise, „brennen nicht minder als Dein Quälgeist auf die Geschichte aus Deinem Leben."

„Ah! Du hast also geplaudert, kleine Hexe? Meine Herrschaften, lassen Sie sich nicht verführen, ich bezweifle wirklich sehr, daß —"

„Still, Onkelchen! Zier' Dich nicht," lachte Melanie. „Uebrigens —" fuhr sie fort, sich mit schalkhaftem Blick und tiefer Verbeugung zu der Gesellschaft wendend, „ich habe das Meine gethan und ziehe meine Truppen zurück. Meine

Herrschaften, die Tranchéen sind eröffnet, stürmen Sie die Festung!"

Sie lachte schadenfroh, als man sich nun um den Obersten drängte und den gewandten Erzähler um die versprochene Geschichte bestürmte.

Der Oberst gab endlich nach, er war ernst geworden und sagte: „Wohlan, da wir Alle, die wir hier versammelt sind, theils durch die Bande des Blutes, theils durch langjährige Freundschaft eng verknüpft sind, will ich mein Widerstreben aufgeben und jene kleine Episode aus meinem Leben, die bisher nur wenigen vertrauten Freunden bekannt war, preisgeben. Ich thue es eigentlich ungern, doch sei es d'rum, aber —" hier erschien wieder ein Lächeln auf seinen Lippen — „waffnen Sie sich mit Muth, meine Damen, denn —" ein halb launiger, halb ernster Blick streifte den Damenkreis — „es ist eine Gespenstergeschichte, welche Sie hören werden."

Ein Ausruf des Staunens und Entzückens begrüßte aus jedem weiblichen Munde die letzten Worte.

Melanie rief aber: „Eine Gespenstergeschichte? Eine echte, rechte, veritable Gespenstergeschichte!? Ist's auch wahr, Herzensonkelchen?"

„Ja doch, Du Kobold, und Du kannst das Gruseln dabei lernen.“

Melanie machte vor Freude einen kleinen Luftsprung, fiel dem Obersten um den Hals, drückte ihre frischen Lippen auf seinen weißen Schnurrbart und war im nächsten Momente den Armen, die sie festhalten wollten, schon wieder entschlüpft, um in aller Geschwindigkeit den Kreis bilden zu helfen, welcher sich um den Obersten, der neben der Hausfrau Platz nahm, schaaren wollte.

Niemand schloß sich aus, das Brautpaar selbst verzichtete auf sein Liebesgeplauder, und die alten Herren verließen ihr beliebtes Thema der hohen Politik, um sich den Neugierigen zuzugesellen, welche sich um den Erzähler schaarten.

Der Oberst begann: „Ich war gerade zum Premierlieutenant avancirt, als mir eine Einladung zukam, einen nahen Verwandten zu besuchen, der in der Mark lebte. Es war der gute, selige Landrath von Schlippenberg. Ein in meiner frühesten Jugendzeit passirtes tiefes Familienzerwürfniß hatte ihn und meinen Vater auf lange Jahre getrennt, und so war es mitsammt einer Kette von Zufälligkeiten gekommen, daß ich, selbst dann als völlige Versöhnung eingetreten war, ganz außer Verbindung mit dieser

verwandten Familie geblieben, keines ihrer Glieder persönlich kannte. Jetzt vermochte ich dieser mir zukommenden Einladung um so weniger auszuweichen, als die Annahme derselben gewissermaßen als Pfand völligen Vergessens jedes Unfriedens angesehen zu werden den Anschein hatte. Ich nahm Urlaub und trat meine Reise wohlgemuth an. Meine Ankunft ward gleich einem Feste gefeiert, und ich fühlte mich binnen wenig Stunden in dem alten Schlosse das mitten in der Haide meilenweit von jeder menschlichen Wohnung, ausgenommen einiger von armen Tagelöhnern und Waldarbeitern bewohnten Hütten, gelegen war, so heimisch wie zu Hause.

Mein Onkel war ein biederer, obgleich etwas in alten Vorurtheilen befangener Edelmann, mit dem sich, bei nur einiger Vorsicht und Schonung seiner kleinen Schrullen, ganz gut umgehen ließ; seine zweite Frau, ein Fräulein von Tettenborn, eine angenehme, gebildete Dame. Die beiden Söhne erster Ehe waren nach zwei Tagen mit mir ein Herz und eine Seele, und die Vierte in unserem Bunde ward Linda, die Tochter zweiter Ehe, ein sanftes, zartes Mädchen von fünfzehn Jahren, dem man es damals nicht ansah, daß es die Mutter unseres Kobolds werden und

in ihr der Welt einen solchen — solchen Ausbund schenken sollte."

Melanie benutzte die kleine Pause, welche der Erzähler machte, um ihm einen neckenden Blick zu schenken, und bemerkte mit schmollend aufgeworfenen Lippen: „Pah! Du kannst doch ohne den Ausbund nicht leben, Onkel Kurt; recht wohl ist Dir doch nur, wenn Du mich siehst."

„Seht mir doch dies eitle Prinzeßchen! Was sich solcher Kindskopf Alles einbildet!" rief er lachend. Aber der liebevolle Blick, mit welchem er sie ansah und sich zu ihr neigend ihr die Locken aus der Stirn strich, bewies, daß sie recht wohl den Platz kannte, welchen sie in seinem Herzen einnahm.

Diese Liebkosung glättete die unmuthig zusammengezogene Stirn rasch wieder, und mit anmuthiger Kindlichkeit drückte sie die schmeichelnde Hand an ihre Lippen.

Der Oberst fuhr fort: „Im ganzen Schlosse gab es bald nur zwei Personen, mit denen ich durchaus nicht auf guten Fuß kommen konnte, obgleich ich mir, mindestens bei der Einen, redliche Mühe darum gab. Diese Letztere war eine Schwestertochter meiner Tante, von dieser als elternlose Waise bei sich aufgenommen und er-

zogen. Die junge Baroneß war schön, sehr schön. Zuweilen siehst Du ihr ähnlich, Kobold. — Doch werde nicht eitel, denn sie war viel, viel schöner, als Du jemals sein wirst. Aber im Temperament war sie Dein Spiegelbild, oder vielmehr Du bist das ihre, wie sie damals war. Heiter, offen, toll bis zur Ausgelassenheit, war sie der allgemeine Liebling, genau so wie Du, und wie Du Wildfang mit Jedermann gut Freund, wie Dir hingen auch ihr die Kinder an und der wildeste Hund ward unter ihrem freundlichen Blicke und ihrer schmeichelnden Hand zum Lamme. In was sie Dir nicht glich, das war, daß sie mir vom ersten Moment an die entschiedenste Abneigung zeigte. Als ich ihr vorgestellt ward und ihr Blick sich zu mir erhob, erbleichte und zitterte sie und ich trat einen Schritt vor, um sie, die dem Umsinken nahe schien, zu unterstützen. Aber sie wich zurück, erhob abwehrend die Hand, der erlöschende Blick belebte sich wieder, und indem Purpurgluth die bleichen Wangen überfluthete, warf sie stolz den Kopf zurück, und mich mit starrem, feindseligen Blick fixirend, ließ sie mir eine so hochmüthige und beleidigend kalte Aufnahme zu Theil werden, daß ich tief verletzt

mich zurückzog und der bezaubernde Eindruck ihrer Schönheit rasch wieder zerstört ward.

So wie sie sich in dieser ersten Begegnung gezeigt, blieb sie. Dies Benehmen mußte um so mehr auffallen, als sie sonst, wie schon gesagt, mit Jedermann freundlich war. Alle meine ernstlichen Bemühungen, ein besseres Verhältniß zwischen uns anzubahnen, wurden stolz und kalt oder noch verletzender, mit Hohn und Spott vereitelt. Endlich fing ich an die Geduld zu verlieren. Ich ward immer gereizter, und schließlich gab es ununterbrochnen Krieg zwischen uns, der zwar nur mit der Zunge geführt ward, aber auf beiden Seiten zuweilen blutende Wunden schlug. Dennoch war bei dem Allen noch etwas Räthselhaftes. Ich überraschte sie zuweilen, wie ihre Augen selbstvergessen, traumverloren, mit seltsam innigem, suchendem, forschendem Blick auf mir ruhten. Ich wußte in solchem Momente niemals, ob ich sie haßte oder liebte. Auf eins jedoch durfte ich nach solchem Augenblick des Selbstvergessens sicher rechnen, es war dies ein ganz besonders bitterer, kränkender Angriff von ihrer Seite.

Die zweite Person, deren ich erwähnte, war der Sohn meiner Tante, welcher einer früheren kurzen, sehr unglücklichen Ehe, die sie gezwungen

von harten Eltern eingehen mußte, entsprossen war. Alfons war mir vom ersten Blick an zuwider. Der katzenartige, lauernde Ausdruck seiner grünlich schillernden Augen flößte mir trotz seiner heuchlerischen Freundlichkeit und eines fast kriechenden Entgegenkommens die tiefste Abneigung ein, die sich im näheren Umgange nur noch steigerte. Meine Vettern liebten ihn gleichfalls nicht, und mein Onkel verachtete sein gleißendes, schleichendes, weichliches Wesen gründlich. Linda allein, die er zärtlich zu lieben schien, zeigte ihm Zuneigung und vertheidigte ihn überall, selbst der von ihr vergötterten Mutter gegenüber, die trotz allem Pflichtgefühl kein rechtes Herz für den Sohn hatte, dessen Aeußeres und Charakter die unheilvollste Aehnlichkeit mit dem Manne zeigte, dem sie gezwungen angehört und der es verstanden hatte, ihr eine kaum jährige Ehe zu einem Decennium von Leiden auszudehnen. So zog sie die Söhne des zweiten geliebten Gatten ihm bei Weitem vor, ein Umstand, welcher sicher nicht zur Verbesserung eines vom Hause aus schlechten Charakters beitragen konnte.

Alfons gerirte sich als der entschiedenste Anbeter meiner schönen Feindin, welche sich seine Aufmerksamkeiten in der nachlässigen Weise einer

Königin gegen einen niedern Vasallen, halb mitleidig, halb verächtlich gefallen ließ. — An das Schloß stieß, mittelst der Kapelle mit ihm verbunden, die Ruine eines einstmals zum Schlosse gehörenden zweiten schloßähnlichen Anbaues, der, vor etwa einem Jahrhundert durch Feuer zerstört, jetzt nur noch ein einziges, ziemlich wohl erhaltenes Zimmer, oder vielmehr einen kleinen Saal — klein freilich nur für die Verhältnisse der übrigen verfallenen Räume, denn diesen Salon hier konnte man viermal hineinsetzen — enthielt.

Ueber diesen Saal gingen verschiedene Sagen, und die Dienerschaft war jederzeit bereit zu schwören, es gehe zur Zeit des Vollmondes darinnen um, ja es fänden zuweilen förmliche Gespensterbälle dort statt.

Mein Onkel litt es nie, daß man darüber sprach, und konnte förmlich wüthend werden, wenn ihm etwas davon zu Ohren kam, ja er gestattete uns nicht einmal darüber zu scherzen.

Allein wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, je weniger man laut sprechen durfte, desto mehr flüsterte man.

Als nun aber gar die Zofe der Baroneß in einer Vollmondnacht, während der sie wahrschein-

lich mit ihrem späteren Manne, meinem Burschen, ein Stelldechein gehabt, drüben im alten Anbau die Gestalt der gespenstischen Nonne gesehen haben wollte, und todtenblaß, sprachlos vor Entsetzen in das Zimmer ihrer Gebieterin stürzend, ohnmächtig vor deren Füßen zusammenbrach, ward das Gespenst unter uns jungen Leuten zum Tagesgespräch.

Wir durchsuchten an dem jener Nacht folgenden Morgen die ganze Ruine, fanden aber nicht die mindeste Spur, daß sich vielleicht Jemand einen Scherz mit der leichtgläubigen, furchtsamen Anna gemacht habe.

Wir hatten die Thür des Banketsaales — dazu hatte der Raum früher gedient — fest verschlossen gefunden, als wir sie mit dem Schlüssel, welchen mein Onkel stets in seinem eigenen Verschluß hatte, öffneten. Wir hatten uns übrigens wohl gehütet, den Grund anzugeben, welcher unsern diesmaligen Besuch der Ruine veranlaßte, als wir den Onkel um den Schlüssel baten. Wir ließen ihn vielmehr glauben, daß uns der Besuch der Ruine nur als pour passer le temps, um den regnerischen Vormittag hinzubringen, dienen solle.

Wir trieben allerhand Possen in der Ruine

und setzten uns endlich ermüdet in dem Banketsaale nieder, um auszuruhen. Es wurde auf Kosten des Gespenstes viel gescherzt und gelacht. Ich hatte gerade einen neuen Witz, der viel Beifall fand, losgelassen, als es Alfons einfiel, etwas höhnisch zu bemerken, das Lachen werde mir wohl vergehen, wenn ich gezwungen wäre, eine Nacht in Gesellschaft des Gespenstes hier zuzubringen. Ich antwortete nicht sogleich, denn ich hatte soeben wieder einmal die Augen der Baroneß auf jenem seltsamen Blicke ertappt, und deshalb kaum gehört, was Alfons sagte, da wiederholte er noch höhnischer das Gesagte. Die Baroneß stutzte und blickte Alfons forschend an, aber er zeigte ihr ein offenes, scheinbar freimüthiges Gesicht. Sie schien befriedigt und wandte ihren Blick auf mich, und da ich noch immer schwieg, umschwebte ein Lächeln des Spottes ihren schönen Mund.

Dies Lächeln reizte mich mehr als seine Bemerkung, und ich fragte brüsk: „Warum lächeln Sie, Baroneß? Zweifeln Sie etwa an meinem Muthe?“

Kalt entgegnete sie: „Nicht doch, Herr Premierlieutenant,“ — mit dieser Förmlichkeit behandelte sie mich immer — „das hieße ja an Ihrer

Ehre zugleich zweifeln. Aber —“ ihr Lächeln wurde höhnisch, „man kann ein tapferer Offizier sein und doch Grauen empfinden vor der Geisterwelt.“

„Ich empfinde das nicht,“ entgegnete ich kurz, noch schwankend, ob ich damit die Sache ruhen lassen, oder ihr beweisen solle, daß sie meinen Muth unterschätze, wenn sie glaube, er weiche vor albernen Ammenmärchen zurück.

„Haha! Das ist ist leicht gesagt,“ rief Alfons lachend; „Sie würden sich bedenken, den Beweis zu liefern.“

Die Baroneß lächelte wie mitleidig, und ihr Blick schien mir zuzurufen: „Eitler Prahler!“

Das entschied. Ich rief: „Nicht leichter gesagt, als bewiesen! Ich werde diese Nacht hier schlafen.“

Die Baroneß schien zu erschrecken und öffnete den Mund, als wolle sie etwas sagen. Aber sie biß sich auf die Lippen und schwieg.

Linda jedoch umfaßte mich und rief ängstlich: „Nein, nein, Kurt, das darfst Du nicht! Ich werde es nicht leiden!“

„Sei kein Närrchen, Linda. Ich habe es gesagt und werde es thun, ob Du es willst oder nicht.“

Sie wollte von Neuem remonstriren, aber Alfons zog sie zur Seite und sprach eifrig in sie hinein. Es mußte ihm gelungen sein, sie zu beruhigen, denn sie schien zufrieden und machte keinen Versuch mehr, mich von meinem Entschlusse abzubringen.

Meine Cousins versuchten noch mir abzureden, schwiegen aber endlich, da sie mich fest fanden.

Die Baroneß sagte kein Wort, aber ich bemerkte, daß sie Alfons während des ganzen noch übrigen Tages eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit schenkte, ihn stets in ihrer Nähe fesselte und ihn kaum einen Augenblick mit den Augen verließ.

Mich ärgerte das über alle Maßen. Ich hätte ihn schlagen können, so wüthend war ich.

Alfons selbst war von brillantester Laune und überbot sich in Aufmerksamkeiten gegen Jedermann. Gegen mich war er freundlicher, zuvorkommender als je, und machte sich mir dadurch nur um so widerwärtiger und unausstehlicher.

Wir waren übereingekommen, weder meinem Onkel, noch meiner Tante von meinem Vorhaben etwas merken zu lassen; so blieben wir, um sie

zu täuschen, zusammen bis zehn Uhr. Dann trennten wir uns.

Ich betrat mein Zimmer und nahm meinen Pistolenkasten, denn ohne diesen mochte ich doch nicht gehen, das hatte ich Linda insgeheim versprechen müssen. Ein paar Kerzen und eine Flasche Wein nebst meinem Mantel trug mein Bursche. So wanderten wir hinüber nach der Ruine.

Unsere Schritte hallten gespenstisch wieder in den öden, verfallenen Gängen, und die Kerze in der Laterne meines Burschen warf ihr bleiches Licht vor uns her und schien die dichte Finsterniß, welche uns rings umgab, nur noch bemerkbarer und unheimlicher zu machen.

Fledermäuse schwirrten aufgescheucht mit schrillem Kreischen an uns vorüber, und aus dem Dunkel um uns her schienen hier und da gespenstische Schatten hervortauchend über unsern Weg zu huschen oder lautlos an unserer Seite dahin zu gleiten. Mein Bursche, der im Felde seinen Mann stellte und Keinem an echtem Mannesmuth und Tapferkeit nachstand, schien zu beben wie ein altes Weib, denn die Laterne schwankte sichtbar in seiner zitternden Hand. Ein Um-

stand, wodurch die seltsamen Schatten- und Lichtreflexe sich zu vervielfältigen schienen.

Ich selbst könnte gerade nicht sagen, daß ich wirkliche Furcht gehabt hätte, wie ich sie später auf einen einzigen unvergeßlichen Augenblick für dies eine Mal noch empfinden sollte, jedoch, obgleich ich wußte, daß außer den Fledermäusen, den gewöhnlichen Bewohnern solcher von Menschen verlassenen Räume, alles Uebrige nichts weiter als Täuschung der erregten Sinne, hervorgebracht durch das schwankende Laternenlicht, das hier und da einen hervorspringenden Pfeiler, eine Säule, eine Statue oder das tiefe Dunkel einer herausgebrochenen Thür, oder vielmehr die dadurch gähnende Oeffnung eines finstern Ganges streifend, diese seltsamen Schemen entstehen ließ, fühlte ich mich doch auch keineswegs so recht behaglich.

Endlich waren wir bei dem Banketsaale angelangt. Der Schlüssel drehte sich schwerfällig im Schlosse und kreischend öffnete sich die schwere eichne Thür.

Wir traten ein.

Leises Schlurren und Huschen rings um uns her.

„Gott sei uns gnädig, Herr Premierlieute-

nant! Lassen Sie uns umkehren, hier ist es allen Ernstes nicht geheuer!“ stammelte zitternd mein Bursche.

Ich lachte, denn ich vermochte mir dieses geheimnißvolle Geräusch, welches ihn so in Schrecken setzte, sehr leicht zu erklären. Unser Eintritt hatte eben die Mäuse in ihrem nächtlichen Vergnügen gestört. Sie, die so lange, mindestens während der Nacht, die Alleinherrscher in dem öden Saale gewesen, hielten vielleicht ein Ballfest ab, als wir kamen.

Ich schalt den Burschen, als er nicht aufhörte, mich zur Umkehr zu beschwören: „Hasenfuß, der Du bist, mach' flink vorwärts. Feuer in den Kamin, und dann spute Dich, Deine kostbare Haut in Sicherheit zu bringen, ehe die Geisterstunde schlägt und die Gespenster Dich beim Schopfe packen. Vielleicht macht Dir auch die gespenstische Nonne eine Liebeserklärung und —“ Ich konnte nicht weiter sprechen, denn das entsetzte Gesicht des Dieners verursachte mir einen wahren Lachkrampf.

Als ich endlich wieder zu sprechen vermochte, trieb ich ihn zur Eile, und er begann endlich seine Vorbereitungen, aber nicht ohne sich dabei viele Male furchtsam umzusehen.

Die mitgebrachten Kerzen erleuchteten freilich nur den nächsten Umkreis des großen massiven Tisches, welchen wir schon am Tage zu meiner Bequemlichkeit in die Nähe des Kamins gerückt hatten. Bald loderte auch auf dem Heerde eine helle Flamme empor und begann die feuchte, kalte, eingeschlossene Luft wenigstens im Bereiche des Kamins zu verdrängen.

Ich knöpfte meine Uniform auf, warf den Mantel um und ersuchte meinen Burschen, sich zu packen.

Er jedoch wollte davon nichts hören, begehrte bei mir zu bleiben, um mein Schicksal, das er sich, seiner Armensündermiene nach zu urtheilen, augenscheinlich als ein ganz entsetzliches ausmalte, zu theilen.

Seine Treue rührte mich wirklich, doch ließ ich mir davon nichts merken und befahl ihm ernstlich sich zu entfernen. Aber zum ersten und letzten Male wurde er mir ungehorsam, so daß ich endlich so grob und böse wurde, daß er weinend fortging, nicht ohne mir zu versichern, daß er die ganze Nacht aufbleiben werde, um mir nöthigen Falls zu Hilfe zu eilen. Seine sichtliche Todesangst und Sorge um mich that mir leid, und so versprach ich ihm, einen Pistolenschuß

durch das Fenster abzufeuern, wenn ich seine Hilfe wünsche.

Hinter ihm verriegelte ich die Thür, und eine der Kerzen von dem Armleuchter nehmend, begann ich eine sorgfältige Untersuchung des Saales. Denn meines lieben Stiefvetters Alfons ganz übermäßige heuchlerische Freundlichkeit und ein gewisses triumphirendes Spottlächeln seiner falschen Augen, das ich heute ein paar Mal bemerkt, hatten mir doch einigen Argwohn in Betreff auf ihn eingeflößt, und ließen mich ihm gegenüber mehr auf der Hut sein, als wohl sonst. Ich zweifelte durchaus nicht an seinem guten Willen, mir einen Streich zu spielen, um mich möglicher Weise vor den Seinen und ganz besonders vor der Baroneß lächerlich zu machen.

Deshalb war ich auch so bereitwillig auf Linda's geheime Bitte eingegangen und hatte noch mehr gethan, indem ich meine Absicht, die Pistolen mitzunehmen, nicht nur geradezu kund gethan, sondern sie sogar vor seinen Augen geladen, indem ich erklärte, auf Alles zu schießen, was nur irgend einem Geiste ähnlich sehe.

Meine Untersuchung lieferte kein Resultat, das nur im Entferntesten meinen Argwohn bestätigt hätte.

Ich kehrte zum Tische zurück, legte meine Pistolen handgerecht, und war gerade im Begriff mich niederzulassen, als mir noch einfiel die Ladung zu untersuchen.

Ah! was war das? — Ich selbst hatte sie geladen, freilich nur mit Vogeldunst, denn es fiel mir nicht ein, einen etwa beabsichtigten Schabernack durch ernstliche Gefährdung des Uebelthäters zu vergelten. Jetzt waren beide Läufe leer. An meinen Burschen war bei diesem Streiche nicht zu denken, er hätte sie eher noch einmal mit Kugeln geladen, als daß er die vorhandene Ladung entfernte. Wer sonst also konnte es gethan haben, als der liebe Vetter Alfons?

„Na warte! Dir will ich dennoch die Geschichte verderben" — murmelte ich, denn nun war es ja kein Zweifel mehr, daß er wirklich die Absicht hege, Gespenster zu spielen. Ich bewahrte in dem doppelten Boden meines Pistolenkastens einen jener niedlichen Colt'schen Revolver, zierlich wie ein Spielwerk für zarte Damenhände, aber in kundiger Hand nicht minder gefährlich als jede andere größere Waffe. Ich ließ die Feder spielen und lud den Revolver mit der ebendaselbst verborgenen Munition.

Natürlich fiel es mir auch jetzt nicht ein, dem boshaften Alfons einen ernstlichen Schaden zufügen zu wollen, aber sicher meiner Hand und meines Auges, beschloß ich, ihm durch eine Streifwunde für seine Bosheit einen Denkzettel zu geben.

Die Waffe in die Tasche steckend, trat ich zum Fenster, um einen Theil desselben zu öffnen und einen prüfenden Blick hinaus zu werfen.

Es war eine finstere, unheimliche Nacht. Von dem Vollmond, der noch gestern die Ruine mit seinem magischen Scheine übergossen hatte, war heute keine Spur zu entdecken, er sammt seinem Hofstaate, dem Sternenheere, glänzte allein durch Abwesenheit. Eine dichte, schwere Wolkendecke lag wie ein weites Grabtuch über das Firmament ausgebreitet. Tiefste Stille herrschte rings umher, nicht ein Blatt der Bäume bewegte sich.

Dröhnend schlug die Schloßuhr Mitternacht. Wieder tiefe Ruhe, starres Grabesschweigen.

Mich fröstelte, denn die Nacht war kalt und feucht. Das Fenster schließend, zog ich den Mantel fester um mich und kehrte zu meinem warmen Plätzchen am Kamin zurück, im Stillen neugierig, auf welche Weise Alfons seine Farce in Scene setzen werde.

Ein Glas mit Wein füllend, erhob ich es zu meinen Lippen, als die tiefe Stille plötzlich durch ein donnerndes Krachen unterbrochen wurde.

Ich sprang empor, wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, und eilte horchend zur Thür.

Ein lang gezogener Ton, der sich in weiter Ferne zu verlieren schien, ließ sich hören.

War es ein krampfhaftes Lachen? War es ein Schmerzensschrei?

Es ging zu schnell vorüber, um es zu unterscheiden.

Tiefe Stille folgte.

Ich mußte wissen, was da unten vorgegangen war. Ich zog den Riegel zurück.

In der einen Hand den Revolver, in der andern den Armleuchter, begann ich vorsichtig meine Untersuchung.

Abermals umschwirrten die Fledermäuse mein Haupt, was mir sehr gleichgültig gewesen wäre, wenn sie mir nur nicht meine Kerzen, auf welche sie blind, wüthend einstürmten, eine nach der andern verlöscht hätten. Schließlich brannte nur noch eine, und ich sah es voraus, daß auch diese mir bald verlöscht würde. Jetzt bereute ich und verwünschte meine Unvorsichtigkeit, die meinen Burschen die Laterne mitnehmen ließ.

Bisher war mir noch nicht das geringste Auffällige begegnet, da — ich bog gerade um eine Ecke des Corridors — erblickte ich, nicht zehn Schritte von mir entfernt, die regungslose Gestalt einer Nonne.

Ich war darauf vorbereitet, etwas Aehnliches zu sehen, und dennoch ergriff mich ein kaltes Grausen, unfähig mich zu bewegen, blieb ich stehen und fühlte wie mein Haar sich auf dem Kopfe sträubte.

Ich hatte einen einzigen kurzen, aber unvergeßlichen Moment ganz gemeine feige Furcht.

Aber die Gestalt hatte auch etwas ganz und gar Ueberirdisches.

Lange, schleppende, erdfarbige, schleierartige Gewänder umgaben eine zarte, schlanke, ätherische Gestalt und vermehrten das Schattenhafte der Erscheinung.

Wie durch einen Nebel hindurch, sah ich ein schmales, leichenähnliches Gesicht, aus dessen tiefen Augenhöhlen ein Paar dunkle Augen wie eine Flamme glühten.

Alfons konnte das nicht sein, aber wer sonst?

Nie hatte ich etwas Aehnliches gesehen.

Doch das einen Moment vor Entsetzen erstarrte Blut kehrte in vollem Strome zum

Herzen zurück, und mit ihm mein Mannesmuth.

Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um der Sache auf die Spur zu kommen, schritt ich auf die Erscheinung los.

Da ward meine Kerze wieder lebhafter von den Fledermäusen bedroht, ich wendete, um sie zu vertheidigen, mein Auge nur einen einzigen Moment von der Erscheinung ab, als ich wieder hinschaute, war sie verschwunden. —

Doch nein, dort seitwärts, in ziemlich weiter Entfernung, glaubte ich sie dahingleiten zu sehen.

Rasch folgte ich und — sie war es wirklich.

Ich hörte keinen Schritt, sah keine sichtbare Bewegung an ihr, sie schien dahin zu schweben wie ein von leichtem Winde getragenes Wölkchen.

Da ich fürchtete, sie aus den Augen zu verlieren, begann ich zu laufen, so schnell ich es um meiner in diesem Gange übrigens wenig attakirten Kerze willen wagen durfte.

Ich kam der Gestalt näher, jedoch befand ich mich in einem mir bisher ganz unbekannt gebliebenen Theil der Ruine, und das viele umhergestreute Geröll machte den Weg höchst unsicher, ich stolperte alle Minuten. Dadurch gewann die Gestalt, welche dahinschwebte, als befände

sie sich auf dem glattesten Parket, wieder Vorsprung.

Ich sah es kommen, daß ich sie aus den Augen verlieren werde, und dadurch gereizt, erhob ich meinen Revolver und rief: „Steh! oder ich schieße!"

Unaufhaltsam glitt sie weiter.

Schon berührte mein Finger den Drücker, da — verschwand sie plötzlich vor meinen Augen, wie von dem Steinboden eingeschluckt.

Ich glaubte einen halb unterdrückten, leisen Schrei zu vernehmen, ward aber im selben Augenblicke von einer kreischenden Fledermaus von ungewöhnlicher Größe so bedrängt, daß ich nicht gewiß war, ob ich mich getäuscht habe.

Ich führte einen Schlag nach der Angreiferin und war so glücklich, sie zu treffen, sie fiel.

Allein im selben Momente stürzte auch durch meine hastige Bewegung die letzte brennende Kerze herab und erlosch.

Da stand ich nun in allerschönster Dunkelheit, rathlos, wohin ich mich zu wenden habe, um den Saal wieder zu erreichen, denn im Eifer meiner Jagd nach der Erscheinung hatte ich durchaus nicht auf die Richtung geachtet, welche sie nahm. Dazu kam noch, daß mir dieser am meisten ver-

fallene Theil des alten Anbaues als sehr gefährlich durch verfallene Treppen, eingestürzte Fußböden und was derlei angenehme Ueberraschungen für den Unvorsichtigen mehr waren, geschildert worden war. In dieser Verlegenheit kam mir eine Unart zu Hilfe, die ich selbst heute noch nicht abgelegt habe.

Ich pflege nämlich stets einige Wachszünder in meiner Westentasche mit mir herumzutragen, zur bequemen Fröhnung meiner Cigarrenliebhaberei.

Ich fühlte nach, und richtig es waren noch zwei vorhanden.

Wer war zufriedener als ich. Rasch brannten meine sämmtlichen Kerzen wieder, und ich schritt vorsichtig vorwärts. Denn ehe ich versuchte, den Saal wieder zu erreichen, mußte ich durchaus ergründen, auf welchem Wege mein Gespenst mir entflohen war.

Gerade vor mir öffnete sich ein Gemach, wie die Bruchstücke einer ehemaligen Thür andeuteten, welche noch in ihren Angeln hingen.

Ich trat ein, durchschritt das sich völlig leer erweisende und — trotz meiner Vorsicht wäre es mir beinahe ebenso gegangen, wie dem armen Gespenste.

Das Gemach mündete unmittelbar auf eine verfallene Treppe.

Ich leuchtete hinab und richtig, da unten lag regungslos dahingestreckt mein hinabgestürztes Gespenst.

War ich nun auch Alfons sehr abgeneigt und gönnte ihm — falls er es war — dies schlimme Ende seines Spukversuches von ganzem Herzen, so konnte ich doch weder ihn noch einen andern Menschen, der sich vielleicht zu der Komödie hergegeben hatte, hier hilflos liegen lassen.

Mühsam kletterte ich hinab.

Die Gestalt lag auf dem Gesicht.

Ich kehrte sie um, und — ein lauter Schrei schreckenvollsten Erstaunens entrang sich meinem Munde, als ich den Schleier von dem Gesicht entfernte.

Vor mir lag bleich und blutig, aber noch immer hinreißend schön die Baroneß. Ueber ihre Stirn strömte das Blut aus einer unter den Locken verborgenen Wunde.

Ich war vor Erstaunen und Entsetzen über ihren Zustand fast von Sinnen. Schon erhob ich den Revolver, um den Versuch zu machen, Hilfe herbeizurufen, obgleich es sehr fraglich war, daß der schwache Knall der zierlichen Waffe

bis zum Schlosse dringe, da kehrte mir die Ueberlegung wieder.

War es möglich bei ihrer Verwundung, so mußte der Streich, den sie mir gespielt und den ich, darum befragt, von ihr geradezu als unmöglich erklärt haben würde, ein Geheimniß zwischen ihr und mir bleiben.

Ich wußte, daß dies der größte Dienst sei, den ich ihr leisten konnte.

Nachdem ich mein Taschentuch fest um ihren Kopf gewunden hatte, um die Blutung zu stillen, hob ich sie empor und begann die Treppe wieder emporzuklimmen.

Es war ein schweres Stück Arbeit und es ist mir noch heute ein Räthsel, wie ich es vollbringen konnte. Das Geröll wich unter meinen Füßen, mehr als einmal waren wir in Gefahr, wieder hinabzustürzen, und als ich mich mit meiner schönen Last endlich glücklich wieder hinauf geschwungen hatte, stürzte hinter mir der obere Theil der Treppe völlig zusammen.

Mein guter Stern ließ mich auch den Rückweg nach den mir bekannten Gängen finden, zwar verlöschten mir die Fledermäuse die Kerzen wieder, doch fand ich mich glücklich zum Banketsaale zurück.

Ich legte die noch immer Bewußtlose auf das altmodige Kanapee nieder, das für mich in die Nähe des Kamins gerückt worden, schürte das fast erloschene Feuer wieder an, entzündete die Kerzen von Neuem und verriegelte die Thür, um uns vor etwaigen Zeugen sicher zu stellen.

Nun erst beschäftigte ich mich mit Auswaschen der Wunde, welche gefährlicher aussah, als sie sich später erwies; sie schien durch Aufschlagen auf eine Treppenstufe entstanden zu sein.

Während ich mit fast weiblicher Sorgfalt um das schöne Mädchen beschäftigt war, klopfte mein Herz, als wollte es mir die Brust zersprengen, und ich mußte all' meine Willenskraft aufbieten, um sie nicht in meine Arme zu reißen und mit Küssen wieder in's Leben zu rufen.

Denn wie ich sie so in ihrer rührenden Hilflosigkeit vor mir liegen sah, ward ich mir bewußt, daß ich sie liebe, wie ich nie geglaubt lieben zu können.

Nachdem ich die Wunde verbunden hatte, flößte ich ihr ein wenig Wein ein, aber die Bewußtlosigkeit wollte nicht weichen.

Plötzlich bemerkte ich schaudernd, daß über die schmale weiße Linke langsam Tropfen um Tropfen das Blut herabrieselte.

Den weiten Aermel des grauen Kleides, welches sie trug, zurückschiebend, sah ich, daß dies Blut von der Schulter herabrinne.

Hier war prüde Schonung nicht am Platze, meine Hilfe war immer besser, als sie dem Geklätsch der Dienerschaft preiszugeben.

Rasch öffnete ich ihr Kleid und fand, daß die stark blutende Wunde von einem glücklicherweise nicht tiefen Riß in der Schulter herrühre, vielleicht von einer ähnlichen scharfkantigen Treppenstufe herrührend, wie die Wunde am Kopfe.

Ich verband auch diese Wunde so gut als möglich und wollte soeben die Knöpfe ihres Kleides wieder schließen, als mir eine goldene Kapsel in die Augen fiel, welche sie an einer feinen goldenen Kette um den Hals trug.

Die Versuchung, einen Blick hineinzuwerfen, siegte über die Discretion. Ich öffnete die Kapsel und — glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als mein Blick auf mein eigenes Ebenbild fiel, das mich groß von der feinen Miniature anschaute.

Ein zweiter Blick ließ mich das Bild erkennen, da ich den Unterschied der Kleidung bemerkte.

Es war eine wohlgelungene Verkleinerung

des schönen großen Portraits meines Großvaters, welches ihn in der reichen Hofkleidung des vorigen Jahrhunderts darstellt.

Wie in aller Welt mochte die Baroneß zu diesem Bilde gekommen sein? Sie war nicht im Entferntesten mit mir verwandt gewesen, als mein Onkel ihre Tante heirathete. Auch besaß, wie ich genau wußte, mein Onkel keine Copie dieses im Ahnensaale des Stammschlosses hängenden Bildes. Wäre dies jedoch auch der Fall gewesen, so mußte immer noch irgendwelcher geheime Zusammenhang zwischen der Baroneß und jenem Bilde bestehen, um es so zu ehren, wie sie es gethan, indem sie es auf ihrem jungfräulichen Busen trug.

Während ich mich noch vergeblich bemühte, dieses Räthsel zu lösen, zeigte ein leiser Seufzer das zurückkehrende Bewußtsein an, und nun vergaß ich Alles über ihr.

Die Augenlider zuckten, sie öffnete die Augen. Langsam richtete sie sich empor und blickte verwundert umher.

Anfangs schien ihr Geist verwirrt, sie konnte sich augenscheinlich nicht besinnen, wie sie hierher gekommen sei.

„Mein Gott! Was ist denn geschehen? Wie

komme ich hierher?“ flüsterte sie. „O mein Kopf! Wie er schmerzt!“ Sie erhob die Hand und fuhr erschrocken zusammen. „Was ist das? Bin ich denn verletzt?“

„Ja, Baroneß, doch hat es hoffentlich nicht viel zu bedeuten —“ erwiederte ich, aus dem Schatten neben dem Kamin hervortretend, wohin ich mich bei ihrem Erwachen zurückgezogen. „Verzeihen Sie mir, daß ich die Ursache Ihres Falles wurde.“

Sie war emporgefahren bei meinem Anblick und der gewohnte stolze Ausdruck leuchtete in ihren Augen auf, gleich darauf verwandelte er sich in Schüchternheit und eine Purpurwolke überflog das bleiche Gesicht, indem sie lispelte:

„O, ich erinnere mich! — Was werden Sie von mir denken?“

Ich vermochte mich nicht länger zu halten, sie war gar zu reizend in dieser mädchenhaften Verwirrung; ich rief: „Nichts, gar nichts, als das allein, Vera, daß Sie das schönste, anbetungswürdigste Wesen sind, und daß ich Sie liebe, tief, glühend, unaussprechlich.“

Sie erbebte und hob einen Moment ihre gesenkten Augen zu mir empor. Rasch sanken die

langbefranzten Lider wieder, aber ich hatte genug gesehen.

Entzücken, Liebe, aber auch Zweifel sprach sich in diesem einen Blicke aus, und ermuthigt fuhr ich fort: „Der seltsamste, unerklärbarste Zufall hat uns hier zusammengeführt, hat uns enger verbunden, als wohl ein Jahre langes Nebeneinanderleben es vermöchte, sollen wir wieder scheiden? Sollen wir nach diesem Augenblicke wieder fremd uns gegenüberstehen? Ja schlimmer als fremd in stetem Kampfe gegen einander? O Vera, ich wußte es bis heute noch nicht, wie sehr ich Sie liebe, als ich Sie aber scheinbar todt vor mir sah, da empfand mein im ungeheuersten Schmerze zuckendes Herz, daß mit Ihrem Leben auch meine einzige Hoffnung auf Glück entfliehen würde. — Geben Sie Ihre Abneigung gegen mich auf, Vera, sagen Sie, daß Sie an meine Liebe glauben, daß Sie mir gestatten wollen, um Sie zu werben, sagen Sie mir, daß ich hoffen darf, und ich will warten, sei es auch noch so lange, wenn Sie nur versuchen wollen, mich zu lieben.“ —

Sie saß mit niedergeschlagenen Augen vor mir, zitternd, glühend.

Mir war als träume ich, als sie plötzlich ihre

Arme um meinen Hals schlang und ihr glühendes Antlitz an meiner Brust bergend in heftige Thränen ausbrach.

Bestürzt über diesen Ausbruch des Kummers — so glaubte ich — versuchte ich sie zu trösten. Doch sie schluchzte: „Nicht Kummer ist es, der mich weinen macht. Es sind Thränen der Liebe, Thränen des höchsten Glückes, mein Geliebter."

Jauchzend vor Glück drückte ich sie an mein Herz.

Sie entwand sich bald meinen Armen, und sich fassend, bat sie mich, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Als ich dagegen opponirte, sagte sie bittend: „Laß uns vernünftig sein, liebster Kurt, wir haben viel zu besprechen, was ich heute erledigt wünschte, denn nicht einen Augenblick darf selbst in Deinen geheimsten Gedanken der mindeste Makel auf mir ruhen. Deshalb muß ich Dir erklären, was mich hierhergeführt, mich besonders in dieser seltsamen Vermummung hergeführt hat, denn daß ich nicht aller Weiblichkeit so baar bin, um Dich als Gespenst erschrecken zu wollen, die Gerechtigkeit wirst Du mir wohl ohnedem widerfahren lassen."

„O, ein solcher Gedanke ist mir niemals gekommen," beeilte ich mich zu erwiedern. „Natür-

lich war und ist Dein Hiersein mir räthselhaft, ich habe aber zu einem bestimmten Gedanken darüber noch gar nicht Zeit gehabt. Doch ist dies, so willkommen mir auch über diesen Punkt eine Aufklärung sein wird, nicht so dringend, um mir den einen Gedanken an die räthselhafte Abneigung, welche Du mir vom ersten Moment unserer Bekanntschaft an entgegenbrachtest, ja, die sich zuweilen sogar zum Haß zu steigern schien, aus dem Sinne zu bringen."

„Haß?" fragte sie mit unbeschreiblich weichem Tone. „Ah! Meine Maske war also gut, ich weiß es wohl. Machte mir doch Tante mehr als einmal Vorstellungen wegen meines abscheulichen Gebahrens gegen Dich. Aber was blieb mir Armen denn übrig, um Dir und allen Anderen die wahren Gefühle meines thörichten Herzens zu verbergen?"

„Vera!" stammelte ich beglückt, „Du liebtest mich also von Anfang an?"

„O! Mehr als das," erwiederte sie offen, obgleich tief erglühend. „Ich liebte Dich, seit ich denken kann, wenn auch nicht Dich in Person. Sieh dies Portrait —" sie zog die Kapsel hervor und reichte mir sie hin — „ich trage es seit meiner Kindheit, es war mein Ideal und nahm

mein Herz so gefangen, daß nichts Anderes darinnen Raum fand.

War es ein Wunder, daß ich fast die Besinnung verlor, als ich in Dir den verkörperten Traum meiner Seele erblickte?"

Ich betrachtete das Bild aufmerksam und hütete mich wohl, ihr jetzt zu sagen, daß ich es schon gesehen. „Weißt Du auch, wen das Bild vorstellt?" fragte ich.

„Nein. Ich fand es eines Tages in dem Juwelenkästchen meiner Großmutter. Es sehen und mich seiner bemächtigen, um es um den Hals zu hängen, war rascher geschehen, als sie es zu verhindern vermochte.

Als sie es zurückverlangte, schrie und weinte ich, ja, ich gerieth, als sie mir es mit Gewalt nahm, in einen solchen Paroxysmus der Verzweiflung, daß sie es mir endlich gab, um mich nur wieder zu beruhigen. Ich dankte ihr jubelnd, sie aber sagte wehmüthig lächelnd, indem sie mich küßte: „Erinnere Dich stets, Vera, daß Deine Großmutter Dir mit diesem Bilde die letzte sichtbare Erinnerung an den schönsten, theuersten Traum ihrer Jugend gab. Halte dies Bild werth als Dein höchstes Kleinod, es stellt einen Mann dar, der, als er noch auf Erden wandelte,

einer der edelsten, besten Menschen war, welche je lebten."

„Wie hieß er, Großmama? Wer war es?" fragte ich, das Bild in der Freude meines kindischen Herzens an die Lippen drückend.

„Lothar war sein Name, er sollte einst mein Gatte werden, aber Gott hat es nicht gewollt," erwiederte sie, und ihren immer noch schönen Augen entrollten ein paar große Thränen.

Das machte mich bestürzt, und mich an sie klammernd, fragte ich weinend: „Hattest Du denn Lothar lieber, als den guten Großpapa?"

Ich fühlte es, wie sie zusammenzuckte, aber sie entgegnete ruhig, indem sie mir mit ihrer schmalen Hand über die Stirn strich: „Frage nicht, mein Kind, das sind Verhältnisse, die Deinem Verständniß ganz fern liegen. Dein Großvater war ein braver Mann und ich bin ihm, so lange er lebte, eine pflichtgetreue Gattin gewesen. Als er starb, segnete er mich und dankte mir für das Glück, welches er in der Ehe mit mir gefunden." — Nach jener Zeit gestattete mir meine Großmutter nie mehr auf das Portrait zurückzukommen. Nach langen Jahren, als sie im Grabe schlummerte, fand ich in ihrer Bibel einen Brief, Kurt Lothar unterzeichnet. Es war der

Abschiedsbrief jenes Mannes. Worte glühendster Liebe, wildester Verzweiflung und edelster Selbstverläugnung bildeten ein herzzerreißendes Ganzes. Warum sie scheiden mußten, ging zwar nicht dara s hervor, aber es mußte ein furchtbares Muß, eine unübersteigliche Schranke sein, welche diese beiden so innig verbundenen Herzen trennte. Ich besitze den Brief noch, er gilt mir als Heiligthum, und noch immer kann ich ihn nicht ohne Theilnahme lesen.

Nachdem ich schon vor Deiner Ankunft durch Deine gleichlautenden Vornamen an jenen Mann erinnert und in aufregende Erwartung versetzt worden war, brachte mich Dein Anblick ganz außer Fassung, und nur durch eine gewaltige Anstrengung aller Willenskraft gelang es mir, meine Bewegung zu unterdrücken.

Von jenem Moment an war mein Leben ein einziger Kampf mit meinem Herzen. Niemand durfte ahnen, was in mir vorging, ich wäre gestorben vor Stolz und Scham, wenn ein lebendes Wesen meine unbegehrte Liebe geahnt hätte. Wenn ich recht bitter und verletzend war, da liebte ich Dich am meisten, und wenn meine Lippen von Spott und Hohn überflossen, da schrie mein Herz in verzweiflungsvoller Sehn-

sucht nach einem einzigen Liebesworte von Dir."

Mein Herz wollte zerspringen vor Wonne, und vor ihr in die Knice sinkend, umschlang ich die sich mir liebevoll entgegen Neigende, und unsere Lippen vereinigten sich zu einem langen Kusse.

Endlich schob sie mich von sich und bat: „Steh auf, lieber Kurt, und höre mich weiter. Ich habe Dir mit einer Aufrichtigkeit, welche Viele unweiblich nennen würden, mein ganzes Herz geöffnet, aber ich habe es nie verstanden, daß die weibliche Würde kalte Zurückhaltung gegen Den verlangen soll, dem doch unser ganzes Herz, jeder Gedanke unserer Seele angehört. Es liegt in meiner Natur, mich voll und ganz Dem hinzugeben, den ich liebe, und ich meine nicht gegen meine jungfräuliche Würde zu verstoßen, wenn ich meinen künftigen Gatten bis in den geheimsten Winkel meines Herzens blicken lasse, denn ich denke, gerade er hat ein Recht dazu, und was ich heute als freies Geschenk meiner Liebe geben kann, wird später, wenn ich sein Weib bin, meine Pflicht. Ich gebe aber lieber freiwillig, als aus Pflichtgefühl. So schäme ich mich meines Geständnisses also nicht, und wenn

ich Dich, mein Geliebter, bitte, mit diesem Kuß, der unsere Seelen vereinigte, äußere Liebesbeweise für heute als beendigt gelten zu lassen; so ist es nicht etwa, weil ich unsere Situation für unpassend oder gefährlich halte, denn ich weiß, daß Deine Ehre die meine sicherer beschützt, als es die zahlreichste Gesellschaft vermöchte, sondern allein der Wunsch, unser Beisammensein möglichst bald zu beenden, da die Welt wie immer in solchem Falle uns verurtheilen würde, und schon darum Niemand wissen darf, daß ich hier war."

„Du hast Recht, Geliebte —" erwiederte ich — „allein Deine Wunden werden Dich verrathen."

„Nicht doch. Jene an der Stirn wird mit einem Stoß an irgend ein Möbel erklärt, und von der andern —" sie erröthete lebhaft, „braucht Niemand etwas zu erfahren, sie schmerzt fast gar nicht. — Laß mich Dir nur noch erklären, wie ich hierher kam. Vom ersten Augenblicke an beargwöhnte ich Alfons. Ich kenne ihn und seinen Haß gegen Dich, denn seltsamerweise scheint er allein sich nicht ganz über meine wahren Gesinnungen gegen Dich zu täuschen.

Das, was er seine Liebe zu mir nennt,

machte ihn ohne Zweifel scharfsichtiger als die Anderen und ließ ihn wenigstens theilweise meine Maske durchschauen. Das Resultat konnte bei seinem Charakter nur erhöhter Haß gegen Dich sein. Da ich ihn zu allem Schlechten für fähig halte, beobachtete ich ihn mit geheimer Angst.

Dank meiner Vorsicht, die ihn nicht einen Moment aus den Augen ließ, konnte ich ihm unbemerkt folgen, als er sich, während Du mit dem Onkel Schach spieltest, in Dein Zimmer schlich. Ich sah, daß er die Ladung aus Deinen Pistolen zog. Das machte meine Ahnung seines Vorhabens zur Gewißheit, ich zog mich daher unter dem Vorwande einer Migraine zeitiger als sonst zurück, um meine Vorbereitungen zu treffen.

Was Alfons auch beabsichtigen mochte, ich war entschlossen es zu verhindern. Ich weiß, daß er wie die meisten Heuchler ein Feigling ist, und wollte ihm, dem der Entschluß, Gespenst zu spielen, gewiß geheimes Herzklopfen machte, meinerseits als solches erschrecken.

Von unseren Komödiespielen her besaß ich noch weiße Schminke und machte mir ein rechtes Leichengesicht, um die Augenhöhlen zu vertiefen, wurden sie mit schwarzen Schatten getuscht. Ich

freute mich ordentlich, als ich meine dunklen Augen so recht unheimlich aus dem bleichen, entstellten Gesicht funkeln sah. Der graue Morgenrock und der darüber geworfene graue Kreppstoff mit sammt dem schwarzen Nonnenschleier ließen mich gleich einem Schatten erscheinen. Tantchens Filzschuhe, die ich über meine Schuhe zog, machten meine Schritte unhörbar.

Eine kleine Laterne unter meinem Kleide versteckend, schlich ich nach der Ruine und verbarg mich in einer der tiefen Nischen neben dem Eingange, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Ich sah Dich kommen und Deinen Burschen zögernd wieder fortgehen.

Eine lange Zeit blieb Alles ruhig. Da sah ich von den Ställen her eine Gestalt sich nähern.

Es war Alfons, der sich ohne Zweifel desselben Mittels bediente, als ich, um seine Schritte unhörbar zu machen, er kam dicht an mir vorüber, und leise glitt ich in geringer Entfernung hinter ihm drein. Er war merkwürdigerweise in seiner gewöhnlichen Kleidung, wie ich bei dem Licht der Laterne sah, welche er hervorgezogen, als er die Ruine betrat. Zu meinem Erstaunen

stieg er nicht hinauf nach dem Banketsaale, sondern schritt nach dem Ehrenhofe zu, unter dem sich die Keller befinden, welche, noch wohl erhalten, zu Vorrathskammern und Lagerräumen benutzt werden. Ich errieth, daß er dort seine Gespenstertoilette machen wolle, und folgte ihm.

Er öffnete die Thür, ließ sie aber unvorsichtigerweise hinter sich offen, während er die Treppe rasch hinabstieg. Ich huschte hinzu, geräuschlos zog ich den Schlüssel aus dem Schlosse, welches von selbst einschnappt, und wollte nun eben so leise die Thür andrücken. Jedoch die schwere eisenbeschlagene Thür stand unverrückbar wie eine Mauer, und gleichzeitig sah ich Alfons die Treppe wieder emporsteigen. Wahrscheinlich hatte er sich eines Besseren besonnen und wollte hinter sich schließen.

Es war keine Zeit zu verlieren. Ich strengte alle meine Kräfte an und donnernd flog die Thür in's Schloß.

Wuthheulend warf sich Alfons im nächsten Moment dagegen und versuchte das Schloß von innen zu öffnen, aber schon hatte ich den schweren eisernen Querbalken darübergelegt, seine Bemühung war vergeblich.

Er schien sich auch nicht mit unnützen Ver-

suchen aufzuhalten, denn ich hörte nichts weiter. Noch blieb ihm ein Ausweg, und um auch diesen zu versperren und mir meinen Gefangenen zu sichern, stürzte ich fort, die Thür zur geheimen Kellertreppe, welche in dem Corridor hinter diesem Saale mündet, ebenfalls zu verwahren.

Ich flog die Treppe hinauf, trat mir aber auf das Kleid, die Laterne entglitt meiner Hand und kollerte die Treppe hinab. Ich ließ mich jedoch durch dies Mißgeschick nicht aufhalten und setzte meinen Weg, freilich nicht mehr so rasch, im Finstern fort, suchte, fand die Thür und schob den starken Riegel vor.

Nun erst war Alfons wirklich gefangen und Du ganz gesichert vor seinen boshaften Anschlägen.

Ich athmete auf und lehnte mich ausruhend und horchend gegen die Thür. Nun durfte ich getrost wieder in mein Zimmer zurückkehren, meine Mission war vollbracht.

Da hörte ich zu meinem größten Schrecken die Thür des Banketsaales aufspringen, und ein breiter Lichtstrom ergoß sich bis zu mir.

In der Hoffnung, Du würdest den Seitencorridor nicht betreten, zog ich mich weiter zurück.

Ich hatte mich geirrt und nun blieb mir freilich nichts übrig, als auch gegen Dich Gespenst zu spielen.

Entschlossen, mich nicht erwischen zu lassen, floh ich vor Dir her, immer in der Hoffnung, einen Schlupfwinkel zu entdecken, der mir gestattete, zu verschwinden. Allein ich täuschte mich. Wie angstvoll ich auch umherspähte, ich entdeckte nichts. Der Pfad ward immer gefährlicher und dunkler, wie eine Deiner Kerzen, die auch mir leuchteten und halfen, nach der andern erlosch.

Meine Kräfte waren zu Ende, keuchend entrang sich der Athem meiner Brust, ich meinte, Du müßtest ihn hören, müßtest das Klopfen meines Herzens, das mich zu ersticken drohte, vernehmen, da — wich plötzlich der Boden unter meinen Füßen, ich stürzte, aber noch im Falle versuchte ich mit gewaltiger Anstrengung den Angstschrei zu ersticken, welcher sich auf meine Lippen drängte.

Ob es mir gelungen, ich weiß es nicht. Ich schlug hart auf, Funken tanzten vor meinen Augen, donnerndes Brausen erfüllte mein Ohr, ich verlor die Besinnung."

„Meine süße Vera! Mein holder Schutzgeist,"

rief ich, ihre Hand an meine Lippen drückend und, ihrem Wunsche gehorsam, tapfer das sehnsüchtige Verlangen überwindend, sie in meine Arme zu schließen. „Gesegnet sei Vetter Alfons' Bosheit! Denn sie allein führte uns zusammen, ohne sie wären wir vielleicht noch lange mit unverstandenem, unbefriedigtem Herzen nebeneinander hergegangen."

„O nein! Nicht lange mehr —" erwiederte sie, wemüthig lächelnd, „denn da ich fühlte, wie der stete Kampf mit meinem Herzen meine Kräfte aufrieb, habe ich einer Freundin meiner Mutter geschrieben und sie gebeten, mich für einige Zeit bei sich aufzunehmen. Ich mußte fliehen, wenn ich mein Geheimniß bewahren wollte."

„Gott sei dafür gepriesen, daß es dazu nicht kam! Wir wären Beide unglücklich geworden."

„Ja, Du hast Recht, Kurt, der Höchste sei gelobt, der uns vereinigte! Und nun, Geliebter, laß uns scheiden für heute."

„Noch nicht, Theuerste, erst laß Dir sagen, daß jener Lothar, dessen Bild Du trägst, mein Großvater war."

„Ah! Ich ahnte es, denn solche Aehnlichkeit konnte kein Zufall sein. Ist Dir vielleicht in

Bezug auf seine Jugendgeschichte etwas bekannt geworden?"

„Nein, nicht das Geringste. Das Einzige, was ich weiß, ist, daß man ihm auf seinen Wunsch eine lange blonde Haarlocke, welche er schon sterbend sich aus einem Kästchen bringen ließ, mit in das Grab gegeben hat. Meine Großmutter aber war eine ganz dunkle Brünette."

„Meine Großmutter hat herrliches blondes Haar gehabt, es ist kein Zweifel, die Locke war von ihr. O! Daß sie nicht mehr lebt, um uns zu segnen, wie würde sie sich unserer Liebe freuen!"

„Sie thut es im Himmel, meine Vera," erwiderte ich, sie sorgsam in meinen Mantel hüllend, denn die wachsende Helle am östlichen Himmel gemahnte auch mich an die Nothwendigkeit des Scheidens.

Als wir die Ruine verlassend den offenen Zwischenraum zwischen dem alten Anbau und dem Schlosse überschritten, bemerkte ich eine Gestalt im Dunkel des Waldes.

„Wer ist da?" rief ich gedämpft.

„Gott sei Dank, daß Sie noch leben, gnädiger Herr!" rief auf uns losstürzend mein Bursche, um sich meiner Hand zu bemächtigen, die er

wiederholt küßte, nicht ohne die bis zur Nasenspitze verhüllte Vera mit scheuem Blicke zu streifen.

„Ach! Die Nacht werde ich nicht vergessen, und wenn ich so alt wie Methusalem würde! Ich konnte nicht im Zimmer bleiben und legte mich hier auf die Lauer.“

Seine Anwesenheit ärgerte mich, und doch konnte ich dem treuen Menschen nicht zürnen. Ich wußte außerdem, daß ich seiner Verschwiegenheit vertrauen durfte, deshalb gab ich ihm in aller Eile eine kleine Erklärung des Vorgefallenen.

Er wäre Vera beinahe zu Füßen gefallen vor Freuden, daß er bald eine gnädige Frau bekommen sollte und betheuerte, daß er immer gedacht, keine andere Dame passe so gut zu seinem Herrn, als die schöne Baroneß.

Ich mußte seiner Redseligkeit Schweigen auferlegen und schickte ihn voraus, um zu recognosciren.

Ungesehen gelangte Vera in ihr Zimmer und ich nach der Ruine zurück.

Das, meine Herrschaften, ist die einzige Gespenstergeschichte, welche ich je erlebt habe —“ schloß der Oberst seine Erzählung.

„O, schon aus?“ rief bedauernd Melanie. — „Ich hätte gern noch bis morgen zugehört. Uebri-

gens hätte ich Tante Vera einen so großen Muth gar nicht zugetraut."

„Warum nicht, Kobold? Würdest Du nicht auch solcher Aufopferung fähig sein, wenn es das Wohl Jemandes gälte, den Du liebst?"

„O, ich! Das ist etwas ganz Anderes. Tante ist aber so ruhig, so sanft und —"

„Sie sind uns auch noch den Bericht schuldig, lieber Oberst, wie Alfons, den, wie ich mich noch recht wohl erinnere, Niemand so recht leiden mochte, seine nächtliche Gefangenschaft ertragen hat," nahm die Geheimräthin das Wort.

„Er wurde in einem erbärmlichen Zustande, der an Geistesverwirrung grenzte, im Keller gefunden. Er behauptete, die Gespenster hätten die Thür zugeworfen, wären dann in den Keller gedrungen und hätten ihn aus einem Winkel in den andern gejagt. Was man auch sagen mochte, er blieb dabei, die ganze Nacht den Geistern als Spielzeug gedient zu haben; selbst als man ihm die ganze Wahrheit sagte, ließ er sich seinen Wahn nicht ausreden.

Mein Onkel war über die ganze Sache Anfangs sehr ungehalten und hielt uns eine derbe Strafpredigt, als er aber das glückliche Resultat der Gespenstergeschichte vernahm, war er viel

zu erfreut, mich mit seinem Liebling Vera vereinigt zu wissen, als daß er länger zu zürnen vermochte."

Man dankte dem Oberst und fand die Geschichte sehr interessant, nur Melanie meinte, es sei bei alledem doch keine echte, rechte Gespenstergeschichte und sie möge doch für's Leben gern einmal eine solche hören.

Man lächelte über diesen Wunsch, aber der Freiherr von M—, welcher ein ganz besonderes Faible für die junge Dame hatte, wendete sich sehr ernsthaft mit der Frage an sie:

„Würde Ihnen eine Person, die eine solche Geschichte wirklich erlebt hätte, sehr interessant erscheinen, Fräulein Melanie?"

„Ei natürlich! Wie können Sie noch fragen? Das müßte dann aber ein echtes Sonntagskind sein, denn man sagt, nur Sonntagskinder sehen, was uns anderen Sterblichen verborgen bleibt."

„Nun, das trifft zu, denn ich bin ein Sonntagskind, und was ich erlebte — doch nein, Sie würden vor Furcht sterben, wenn ich es Ihnen erzählen wollte."

„O nein! Gewiß nicht! Halten Sie mich für so furchtsam? Bitte, bitte, erzählen Sie lieber, bester Freiherr, erzählen Sie."

„Nun, vielleicht ein anderes Mal, mein Kind, heute ist es zu spät —“ erwiederte lächelnd der so Bestürmte.

„Aber wann? Bitte, sagen Sie es mir! Ich lasse Sie nicht eher fort, als bis Sie mir ein bestimmtes Versprechen gegeben haben.“

„Nun denn, vielleicht morgen, mein schöner Quälgeist.“

„Nein, nein! Das geht nicht an —“ mischte sich Fräulein C— ein. „Nicht nur junge, sondern auch die älteren Damen finden Vergnügen an derlei Geschichten. Wir wollen sie auch hören, nicht wahr, meine Damen?“

Alle beeilten sich, ihr beizustimmen, und so ward denn die betreffende Geschichte für die nächste Familienzusammenkunft, welche bei Fräulein C— selbst stattfinden sollte, bestimmt.

Wer von unseren geneigten Lesern sie hören will, mag sich zur bestimmten Zeit bei der Dame einfinden.

Das Schloß an der Nordsee.

Die Gesellschaft war nach dem eingenommenen Diner im Salon des Fräuleins C— versammelt.

Es war für solche Erzählung eigentlich noch etwas zu früh am Tage, und der sinkenden Sonne freundlicher Strahl, welcher sich zwischen den Gardinen herein in's Zimmer stahl und die Goldrahmen der Gemälde und Spiegel erglänzen ließ, stimmte wenig als Hintergrund dazu. Man hört dergleichen Geschichten lieber, wenn der Wintersturm durch die Straßen saust, die Wetterfahnen auf ihren Angeln hin und her kreischen und Freund Boreas heulend im Schornstein herunterfährt, um die Funken in dem Kamin rings umhersprühen zu lassen.

Doch Melanie war ungeduldig und drängte den Freiherrn, zu beginnen.

Er begann:

„Mir war durch den Tod eines entfernten Verwandten, der als der Letzte seines Geschlechtes keine directen Erben hinterließ und mit Schild und Schwert begraben wurde, ein ziemlich ansehnliches Vermögen und mit ihm der Stammsitz der Familie, ein altes Schloß an der Nordsee, zugefallen.

Ich war der —schen Gesandtschaft attachirt, hatte wenig zu thun, war unverheirathet und ein flotter Bursche, und so erschien mir eine Reise nach jenem Schlosse, das gänzlich außer allem Verkehr mit der Welt an einem zwar wildromantischen Punkte, aber auch an einem sehr einsamen Theile der Küste liegt, durchaus nicht anmuthend.

Ich verschob es von einem Tage zum andern.

In der Erbschaftsmasse befand sich ferner ein kleines, wenig ertragsfähiges Gut in dem Holsteinischen, das mir jedoch von einer andern Seite streitig gemacht ward. Ich legte zwar keinen besondern Werth auf dies, wie schon gesagt, wenig ertragbringende Besitzthum und war ohnedies reich genug, aber die — wie soll ich es nennen — Keckheit, mit welcher man mir dies

Besitzthum, ohne das mindeste Recht dazu zu haben, zu bestreiten wagte, reizte mich, das zu behaupten, was mir an sich wenig Werth hatte.

Um dies jedoch erfolgreich thun zu können, bedurfte ich ein Document, welches sich im Familienarchiv vorfinden mußte. Dies Archiv befand sich in dem mir zugefallenen Stammschlosse und war versiegelt.

Niemand Anders als ich allein sollte aber nach dem eigensinnigen Willen des Erblassers dies Siegel brechen.

So blieb mir nichts Anderes übrig, als die lange verschobene Reise nach meinem neuen Besitzthum endlich anzutrten. Ich besann mich nicht lange und nahm Urlaub.

Das Schloß ist ein alter stattlicher Bau, welcher noch heute dem vernichtenden Zahne der Zeit trotzt und ihm ohne ungewöhnliche Ereignisse nach menschlicher Voraussicht noch Jahrhunderte trotzen mag. Majestätisch schaut es von seinem Felsengrunde, mit welchem es eins zu sein scheint, hernieder auf das Fischerdorf, welches sich im Schutze der Felsen an seinem Fuße ausbreitet.

Der Donner der an die hohe, felsige Küste in ewigem Kampfe schlagenden Brandung vermischt sich mit dem schrillen Gekreisch der Möven

zu einer unaufhörlichen Musik, an welche ich mich jedoch, so störend sie mir Anfangs erschien, bald gewöhnte.

Das Document, welches ich suchte, fand ich nicht so bald, als ich geglaubt, denn das Archiv befand sich in der greulichsten Unordnung. Mein Vetter war ein an Körper und Geist kranker, elender Mann gewesen und hatte Alles verwildern lassen.

Nun ist es mir immer zuwider gewesen, fremde Personen in Familienpapiere einen Blick werfen zu lassen, ich weiß, daß der Ausspruch: „Eine jede Familie berge in einem geheimen Winkel ein Gerippe", durchaus wahr ist, denn wo gäbe es eine Familie, in welcher nicht irgend ein dunkler Punkt vorhanden wäre, der besser vor profanen Augen verborgen bleibt? —

Da ich nun eingesehen, daß ich nicht eher zu dem gelangen würde, was ich begehrte, als bis in das ganze wilde Schriftenchaos wieder Ordnung gebracht würde, es sei denn, daß ein besonders günstiger Zufall es mir früher in die Hände spiele, so mußte ich mich wohl entschließen, in den sauren Apfel, voraussichtlich ein paar Monate in dem öden Schlosse zuzubringen, zu beißen. Denn daß ich nicht eher hoffen dürfe,

das Document zu finden, als vielleicht im allerletzten Fache, das ich ordnen würde, wußte ich aus Erfahrung, da mir der Zufall in diesem Punkte nie besonders günstig gewesen.

Ich arbeitete fleißig und hatte die Genugthuung, zwar langsam, aber im steten Vorschreiten die Ordnung zurückkehren zu sehen.

Nach der Arbeit des Tages brachten Spaziergänge und Ritte an dem Strande einige Abwechslung in mein einfaches Leben.

Ich könnte überhaupt nicht sagen, daß ich mich je wirklich gelangweilt hätte, denn ich begann das Meer zu lieben und ward es nie müde, die unendlichen Wasserfluthen zu betrachten, die ewig dieselben und doch stets anders, neu in jeder wechselnden Minute, eine geheimnißvolle, erhabene Sprache zu unserem Geiste reden.

War das Wetter zu bös und stürmisch, so blieb ich im Schlosse, studirte das Meer von meinem Fenster aus, oder wanderte umher in den endlosen Corridoren, Zimmern und Sälen, und ließ mir von Bertram, dem alten Castellan, der eine unerschöpfliche Fundgrube von Geschichten in seinem Kopfe trug, Episoden aus dem Leben des alten Geschlechtes erzählen, das hier

gelebt, sich seines Daseins gefreut und Todesschmerzen gelitten hatte.

Es war ein starres, trotziges, wildes Geschlecht gewesen, das seinen Ursprung der Sage nach von den Wikingern ableitete.

Da hörte ich manche schlimme, traurige, verbrechensvolle Geschichte. Manch' blutiger Schatten schwebte an meinem Geiste vorüber. Ich hörte ihn wiederhallen von den alten Mauern, den Todesschrei der Opfer und suchte vergebens auf ihnen die Merkmale der Greuelthaten, deren einzige Zeugen sie gewesen.

Aber nicht allein starr und trotzig war das alte Geschlecht, sie waren auch schön gewesen, das bewies die Ahnengalerie, beweist sie noch heute, sie weist von beiden Geschlechtern Köpfe, Gestalten auf, die man schöner, männlicher, reizvoller und anmuthiger nirgends finden kann.

Der schönste unter allen Männern mußte Magnus, der siebente Graf von Lund, gewesen sein. Er ist in ganzer Figur gemalt, eine Gestalt von dem wundervollsten Ebenmaß, strotzend von der Fülle männlicher Kraft. Sein dunkles, edles, ausdrucksvolles Gesicht ist von dunklem, leicht gelocktem, langem Haar umwallt und ein gleicher, wohlgepflegter Bart erhöht den kühnen

Ausdruck seiner Züge. Hochgeschwungene starke Brauen überwölben ein Paar mächtige, strahlende Augen, die mit glühendem Blick aus dem Portrait herausschauen.

Er ist in blausammtner, mit weißem Atlas geschlitzter, spanischer Hoftracht gemalt, um seinen Hals hängt das goldene Vließ, denn er war am deutschen Kaiserhofe gern gesehen und Karl V. eigene Hand hatte ihn mit dem Orden decorirt.

Das Bild muß kein geringer Maler gemalt haben, obgleich seinen Namen die Kunstgeschichte nicht meldet, denn es ist unläugbar ein Meisterwerk, ich gäbe es nicht für Tausende hin.

Betrachtet man das Bild eingehender, so sieht man in der Tiefe jener mächtigen Augen die in ihnen verborgene Flamme emporlodern.

Jedem Menschenkenner muß sich beim Betrachten des Bildes die Erkenntniß aufdrängen, daß dieser schöne Mann mit dem kühnen, stolzen Antlitz ein Tiger an Wildheit und Grausamkeit werden mußte, wenn seine bösen Leidenschaften gereizt wurden, und das war geschehen, wie Sie hören werden, sonder Scheu noch Rücksicht.

Neben ihm hängt das Portrait seiner Ge-

mahlin. Ein größerer Contrast als zwischen diesen beiden Gatten läßt sich kaum denken.

Beide von vollendeter Schönheit, aber verschieden wie die Nacht vom Tage.

Er schwarz, stolz, trotzig, gebietend. Sie blond, sanft, blumenhaft zart, demüthig und schmachtend gleicht sie an zarter, süßer Weiblichkeit Desdemona.

Nur war sie leider nicht so keusch und treu wie diese.

Wie es geschehen, das berichtet die Chronik, welcher der Castellan seine Erzählung entnommen, nicht; genug, Graf Magnus erfuhr, daß sein Weib, sie, die er über alle Maßen, ja, wie ein Thor liebte, denn der stolze, trotzige Mann war der demüthige Sclave ihres Willens, seine Ehre mit Füßen trete. Beweise ließen ihn an seiner Schande nicht zweifeln.

Was er in jenem Momente empfand, hat Niemand erfahren, denn er schwieg.

Aber seine vertrauten Diener sahen ihn in den Nächten seine Gemächer verlassen und im entlegensten Theil des Schlosses rastlos umherwandeln, sie hörten ihn mit sich selbst in unbekannter Sprache sprechen und vernahmen herzzerreißendes Schluchzen, dem Ausbrüche schranken-

loser Wuth folgten, vor denen sie entsetzt entflohen.

So trieb er es über eine Woche.

Die schöne Sünderin ahnte nichts, sie sah wohl, daß er nicht war wie sonst, glaubte aber seinem Vorwande, er sei nicht wohl.

Eines Tages verreiste er, wie er sagte, auf einige Tage.

Das ungetreue Weib hing sich beim Abschiede an seinen Hals, zerfloß in Thränen und beschwor ihn unter den zärtlichsten Liebesworten, recht bald zu ihr zurückzukehren.

Er ward unter ihren Liebkosungen so bleich, als werde er sterben, neigte sich zu ihr und drückte sie mit solcher Kraft an sich, daß sie aufschreiend sich seinen Armen zu entwinden strebte. Doch er hielt sie fest und küßte sie gewaltsam, so daß auf ihrer zarten Wange ein dunkelrother Fleck wie ein Blutmal sichtbar ward.

Als er sie losließ, verzerrte ein wahnsinniger Schmerz sein Antlitz, er sprang auf sein Roß, stieß ihm die Sporen in die Seiten, daß das edle Thier mit einem Schmerzensschrei ihn mit weitem Satze aus dem Kreise der Seinen trug, und ritt, ohne sich umzusehen, von dannen.

Sie blickte ihm nach. Die heuchlerischen

Thränen waren versiegt und ein tief erleichternder Seufzer schwellte ihren Busen. Ein Lächeln, halb verächtlich, halb spöttisch umspielte den reizenden Mund, dem man es nicht ansah, daß er recht harte, häßliche Worte sprechen konnte. Alle ihre Dienerinnen wußten das nur zu gut und fürchteten dies anscheinend so sanfte Wesen wie den Satan, wegen ihrer unleidlichen, bösen Launen.

Sie kehrte in ihre Gemächer zurück und ihre Befehle setzten sämmtliche Dienerinnen in Bewegung.

Endlich trat sie wieder aus ihren Zimmern hervor. Sie trug ein Kleid von grüner, golddurchwirkter Seide, ein weißer Schleier umfloß sie wie eine Wolke, und in den glänzenden Wellen ihres ambrafarbenen Haares trug sie ein Diadem von Diamanten und Smaragden. Die stolze Säule ihres wunderschönen Halses umgab eine herrliche Perlenschnur von seltener Größe und Schönheit, die allein schon ein Vermögen werth war.

So geschmückt, als wolle sie den Kaiserhof besuchen, stieg sie, gefolgt von ihren Zofen, hinab in den Garten und lenkte ihre Schritte einem türkischen Kiosk zu, den ihr Gemahl mit

großen Kosten von italienischen Arbeitern eigens für sie hatte bauen lassen, und in dem sie zu baden pflegte.

Dort entließ sie ihre Dienerinnen mit dem Befehle, sie erst nach Sonnenuntergang wieder abzuholen.

Die Mädchen beeilten sich, sie zu verlassen und die ihnen so unerwartet gewordene Freiheit zu eigenem Vergnügen zu benutzen.

Seit jenem Augenblick sah kein sterbliches Auge die Gräfin wieder.

Wider Erwarten und zum tödtlichsten Schrecken der über das Verschwinden der Gräfin tief bestürzten Dienerschaft kehrte Graf Magnus schon in der Nacht zurück. Er hatte den Freund, den er besuchen wollte, nicht angetroffen.

Wie stets galt seine erste Frage der geliebten Frau, er schien rasend vor Schmerz und Wuth über die Kunde, die ihm ward.

Er selbst setzte sich nun an die Spitze seiner Diener und durchsuchte das ganze Schloß, wie dessen Umgegend nach der Verlorenen. Das einzige große Zimmer des Kiosk zeigte keine Spur von der Verlorenen, als ein Buch, in dem sie gelesen zu haben schien, denn sie war hochgebildet und übte eifrig die für eine Dame

der damaligen Zeit noch seltenen Kunst des Lesens.

Das war das Einzige, was man fand.

Da sich nun aber herausstellte, daß jener Mann, um den sie Pflicht und Ehre vergaß, zur gleichen Zeit mit ihr verschwunden war, mußte man annehmen, daß Beide zusammen entflohen seien.

Seltsam blieb bei dem Allen nur, daß sich zu keiner Zeit die geringste Spur von ihnen entdecken ließ, sie schienen wie von der Erde eingeschluckt zu sein.

Der Graf zog sich ganz und gar aus der Welt zurück und verließ sein Schloß nur, um in den Garten zu gehen. Niemand sah ihn wieder lächeln, er sprach nur, wenn er mußte.

Jener Kiosk wurde verschlossen und war bald verrufen, es sollte dort spuken.

Man wollte zu verschiedenen Zeiten leises Singen, wildes Gelächter oder unheimliches Geheul darinnen vernommen haben, obgleich die hohen Fenster, welche nicht durch die Läden verschlossen waren, dem Blick dessen, welcher Muth genug besaß, um hineinzuschauen, ein vollkommen leeres Innere zeigten.

Bald wagte sich Niemand mehr in die Um-

gebung des Kiosk, welche ungepflegt blieb und bald durch das ungeregelte Wachsthum der Bäume und Sträucher in eine Wildniß verwandelt wurde. Auch schien der Graf, welcher jeden Tag einige Stunden dort zubrachte, um über sein verschwundenes Weib zu trauern, das nicht ungern zu sehen, obgleich er nie einen hierauf bezüglichen Befehl ertheilt hatte.

Der einsame Mann verzehrte sich sichtlich von Tag zu Tag. Immer trauriger, immer gebrochener kehrte er aus dem Kiosk nach dem Schlosse zurück, bis er eines Morgens todt auf seinem Bette gefunden ward. Jener edelsteinbesetzte Dolch, den er auf dem Bilde an seinem Wehrgehänge trägt — er soll ein Geschenk seines Weibes am Hochzeitstage sein — stak bis zum Heft in seinem müden Herzen.

Seltsamerweise zeigte die Damascenerklinge der Waffe schwarze Rostflecken, die nicht von dem frischen Blute herrühren konnten, denn sie waren nicht zu entfernen.

Der Graf trug, als er gefunden wurde, jenes blausammtene Gewand, in welchem er gemalt ist, es war sein Hochzeitskleid gewesen.

Er ward im Erbbegräbniß ohne Sang und Klang beigesetzt, und der zelotische Geistliche

versagte dem Selbstmörder den Segen der Kirche.

Seitdem soll er alle zehn Jahre an dem Tage seines Todes lautlos, aber händeringend durch die Staatsgemächer und die Wohnung des dermaligen Schloßherrn schreiten.

So lautete die Erzählung des Castellan, und das, meine Herrschaften, ist meine Gespenstergeschichte —" schloß der Freiherr.

„Was? Es soll schon aus sein?" rief Melanie fast weinend.

„Nicht doch, damit kommen Sie nicht davon —" stimmten die übrigen Damen bei. „Sie haben uns etwas Selbsterlebtes versprochen, wir sind noch lange nicht zufrieden, denn das, was Sie bis jetzt erzählten, war ohne Zweifel nur die Einleitung."

„Sie haben nicht Unrecht, meine Damen" — nahm der Freiherr wieder das Wort — „allein es sind mir mancherlei Bedenken aufgestiegen, so daß ich Ihnen in Wahrheit dankbar wäre, Sie erließen mir das Uebrige. Mir ist Zeit meines Lebens alles Unklare, Räthselhafte verhaßt gewesen, und wenn ich nun doch prädestinirt war, ein solches Erlebniß zu haben, so glaube ich, wäre es besser, ich behielte mein Schweigen dar-

über bei, denn ich habe nur einmal in meinem Leben darüber gesprochen und es dann bereut. Ich habe mich also, angeregt wie ich war, neulich mit meinem Versprechen übereilt."

„Aber warum? Aus welchem Grunde wollen Sie heute nicht erzählen, was Ihnen doch neulich unverfänglich erschien?"

„Es geht Einem wohl so, daß man etwas, was man erlebt hat, nicht als so etwas ganz Besonderes mehr betrachtet, so außerordentlich es auch sein mag, weil unsere Gedanken eben damit vertraut und bekannt sind. Soll man aber mit Anderen darüber sprechen, so wird man sich erst bewußt, wie ungeheuerlich das ist, was uns ganz vertraut schien. So geht es mir mit meiner Geschichte, denn was ich Ihnen noch zu erzählen hätte, ist so unglaublich und unerklärlich, daß es mich entweder der Lächerlichkeit preisgeben oder an meiner Wahrheitsliebe Zweifel erwecken muß. Deshalb bitte ich nochmals, lassen Sie mich lieber darüber schweigen."

„Mit nichten, mein lieber Freund —" erwiederte der Oberst, „denn Ihre Gründe sind nicht stichhaltig. Beides, was Sie da andeuten, ist in diesem Kreise unmöglich. Unter uns ist keine Person, die an Ihrer Wahrheitsliebe zweifeln

könnte, uns Allen sind Sie als einer der ehrenhaftesten Männer und eifrigsten Verehrer der Wahrheit bekannt, und lächerlich kann ein so allgemein hochgeachteter Mann, wie Sie, niemals erscheinen. Deshalb lassen Sie sich nur erbitten, mit Ihrer interessanten Geschichte fortzufahren, wenn nicht etwa irgend ein Bedenken, die Familieninteressen zu verletzen, Sie daran verhindert."

„Nein, das ist durchaus nicht der Fall. Also, da Sie es denn Alle wünschen, so sei es denn, ich gebe mein Widerstreben auf. Aber bemerken Sie wohl, ich übernehme keinerlei Bürgschaft für das, was ich erzähle, und stelle es Jedem frei, sich sein Urtheil zu bilden. Alles, warum ich bitte, ist, daß Sie mir glauben. Ich werde mich streng an die Wahrheit dessen halten, was ich erlebte, oder — wer weiß es, zu erleben geglaubt. Alles in Allem handelt es sich um ein Räthsel, das wohl, wenigstens in dieser Welt, nie eine Auflösung finden dürfte. —

Ich schritt allmälig immer weiter in meiner Ordnungsarbeit fort, ohne doch eine Spur des gesuchten Documentes zu entdecken. Zuletzt war nur noch ein Schrank übrig, in dem sich aber, wie ich bereits bei einer Voruntersuchung be-

merkt, nur Schriftstücke aus dem sechzehnten Jahrhundert befanden. Deshalb hatte ich diesen Schrank bis zuletzt aufgespart, da ich doch nicht hoffen konnte, das aus dem vorigen Jahrhundert stammende Schriftstück dort zu finden.

Das Wetter ward immer unleidlicher. Der Herbst stellte sich vorzeitig ein. Tagelang vermochte ich jetzt das Schloß nicht zu verlassen.

Dazu riefen mich Geschäfte nach Wien, die Briefe meiner Freunde wurden immer dringender, und mein Urlaub, der schon einmal auf mein Ersuchen verlängert worden war, nahe am Ablaufen.

Ich wollte nur noch jenen letzten Schrank durchsuchen und dann abreisen.

Als ich von meiner baldigen Abreise zu dem Castellan sprach, meinte er, ich solle doch noch bis zum 27. November warten. Dies sei der Todestag des Grafen Magnus, und da gerade abermals ein Zeitraum von zehn Jahren verflossen sei, so wäre eine Erscheinung desselben zu erwarten.

Ich lachte und versicherte ihm scherzend, daß ich, wenn er mir diese Erscheinung für gewiß versprechen könne, jedenfalls so lange warten

werde, um die interessante Bekanntschaft des Geistes zu machen.

Der alte Mann erwiederte jedoch sehr ernsthaft, ich solle nicht spotten, denn es sei doch nicht zu läugnen, daß es zu allen Zeiten seltsame und unerklärliche Ereignisse gegeben habe, welche unsere Vernunft weder begreifen, noch mit den allgemein geltenden Ansichten über die Weltordnung in Einklang zu bringen vermöchte.

Sein Ernst belustigte mich im Stillen, da ich aber den alten braven Mann zu werth hielt, um ihn das bemerken zu lassen, so begnügte ich mich mit der Frage, ob er je selbst den Geist gesehen habe.

„Nein," entgegnete er, „doch das liegt nur an meinem eignen Willen. Ich habe mich stets gehütet, an jenem Tage nach Sonnenuntergang meine Wohnung zu verlassen, denn mir graut vor dem Hereinragen der Geisterwelt in mein einfaches stilles Leben."

„So glauben Sie wirklich, daß Ihr Wille genügt, um die Geister von Ihnen fern zu halten?" fragte ich lächelnd. „Mich dünkt, Graf Magnus muß ein sehr höfliches Gespenst sein, da er Ihren Widerwillen gegen seine Erscheinung so gehorsam respectirt."

„Spotten Sie nicht, gnädiger Herr. Die Erscheinung ward nie in den unteren Räumen gesehen, sie ist an keine Zeit gebunden und ward zu allen Stunden zwischen Sonnenuntergang und Aufgang gesehen."

„Wirklich? — Und welch' glaubwürdiges Zeugniß verbürgt dies als Thatsache?" fragte ich weiter.

„O, es giebt viele Aufzeichnungen darüber! Wenn ich aber auch allen meinen Glauben versagen wollte, wäre doch das meines Vaters für mich maßgebend. Er war ein durchaus rechtlicher, wahrheitliebender, nüchterner Mann, und hat, laut seiner sofort nach der gehabten Erscheinung niedergeschriebenen Erklärung, den Geist des Grafen am 27. November 1809 im hellsten Mondenscheine den Ahnensaal und die anstoßende Zimmerreihe durchwandeln sehen. Die Schloßuhr schlug gerade neun Uhr, als der Geist bei seinem Näherkommen wie ein Nebel vor den Augen meines Vaters auseinanderfloß."

Ich sah, der Mann glaubte an das Zeugniß seines Vaters so fest als an das Evangelium, und beschränkte mich, um ihn nicht zu kränken, auf die Bemerkung: „Merkwürdige Sache, das!"

Gleich darauf fügte ich leichtsinnig hinzu:

„Nun, ich werde ja selbst sehen und urtheilen können. Zwar bin ich kein directer Nachkomme des Grafen, hoffe aber, als letzter Sproß einer Seitenlinie und derzeitiger Besitzer des Schlosses, den gegründetsten Anspruch auf die Ehre seines Besuches zu haben. Bleiben werde ich jedenfalls bis dahin, denn Sie haben mich gar zu neugierig gemacht, lieber Bertram."

Der alte Mann sah mich mit ernstem, mahnendem Blick an und schüttelte mißbilligend sein graues Haupt.

Meine Arbeit zog sich hin, da ich mir jetzt mehr Zeit nahm, und so ward ich nicht eher fertig damit, als am Morgen des 27. November.

Wie ich erwartet hatte, fand ich auch in jenem letzten Schranke das gesuchte Document nicht, dessen Vorhandensein mir doch eigenhändige Aufzeichnungen des Erblassers, aus früheren Zeiten herrührend, bewiesen hatten.

Ich war sehr ärgerlich über diesen Fehlschlag meiner Hoffnungen, nicht gerade, weil ich nun des streitigen Gegenstandes verlustig gehen, sondern weil ich der Gegenpartei nicht mehr ihr Unrecht beweisen konnte.

Uebrigens tauchte mir auch jetzt der Gedanke

auf, daß man auf jener Seite von dem Verschwinden des Documentes unterrichtet, im Bewußtsein der Unmöglichkeit, mein gutes Recht zu beweisen, gerade mit jener dreisten Sicherheit aufgetreten sei, die mich empört und gereizt hatte.

So war ich durchaus nicht in der besten Stimmung und ersehnte den folgenden Tag, um mich wieder in das Gewühl der Welt zu mischen und dort meinen Aerger zu vergessen, der mir hier stets gegenwärtig blieb.

Heute wollte ich nicht abreisen, obgleich mich nichts mehr zurückhielt, aber ich hatte mir einmal vorgenommen, diesen Tag noch zu bleiben, und ich habe mir selbst immer so Wort gehalten, wie ich es Anderen zu thun pflegte.

Das Wetter war den ganzen Tag über so unfreundlich als nur möglich und gestattete mir nur wenig Bewegung im Freien.

So kam der Spätnachmittag heran.

Ich stand an einem der Fenster des Ahnensaales, welche mir eine weite Aussicht über das Meer boten. Noch hatte kein einziger Sonnenblick die dichte Wolkendecke des Himmels durchbrochen und es hatte allen Anschein, als ob dies heute nicht mehr geschehen werde.

Mit dem fortschreitenden Tage verstärkte sich der Anfangs nur leise wehende Wind. Die Fischer hatten mir übrigens schon am Morgen Sturm für die Nacht prophezeit, und ich wußte, daß diese Kinder des Meeres sich nur selten irrten.

Von allen Seiten eilten die Boote der Heimath zu, und bald war nicht ein einziges mehr auf der hochgehenden See zu entdecken.

Wäre ich des Anblicks der rollenden See nicht schon so gewohnt gewesen, so würde ich geglaubt haben, der Sturm sei jetzt schon losgebrochen, als ich so hinausblickte auf die wildbewegten, schaumgekrönten, sich rastlos überstürzenden Wogen.

Doch ich wußte allzu gut, daß dies Alles, was dem ungewohnten Auge schon als der wildeste Aufruhr des empörten Elementes erscheinen mußte, nichts als das schwache, matte Vorspiel des Kommenden war.

Die Sonne sank tiefer und tiefer, ohne daß mehr, als ein schwacher, blaßgelber Schimmer dort im Westen, wo sie niedersank, ihr Dasein verrieth.

Da plötzlich fuhr ein sausender, pfeifender Windstoß daher über das Meer, und wunderbar

— die Wolkenwand öffnete sich am Horizont wie ein goldnes Thor und ein Strom blendenden, blutrothen Lichtes brach unaufhaltsam hervor, Meer und Land mit einer Strahlenglorie übergießend.

Die wild empörte See schien zu brennen, Alles, Alles, was der trunkene Blick umfaßte, schien in Flammen zu stehen.

Es war ein Anblick von wunderbarer, einziger, grandioser Schönheit, ein entzückender, unvergeßlicher Augenblick. Nie wieder habe ich nur annähernd Herrliches gesehen.

Wie bezaubert starrte ich hinaus und wünschte mir hundert Augen, um all' die Pracht und Schönheit in mich aufnehmen zu können.

Mitten in dies trunkene Schauen, diese völlige Selbstvergessenheit hinein, erscholl ein schriller, schneidender Ton hinter mir und rief mich auf die Erde zurück.

Rasch wendete ich mich um und — betroffen fuhr ich zurück.

Die Gluthstrahlen der scheidenden Sonne beleuchteten die Wand, an welcher die Bilder des Grafen Magnus und seines ungetreuen Weibes hingen. Seltsamerweise waren gerade nur sie im Bereich des Lichtes, während die anderen

Bilder in tiefem Schatten blieben. Dadurch erhielten sie ein wundersames, täuschendes Leben.

Die beiden Personen schienen herauszutreten aus ihren Rahmen. Sie, holdselig, berückend lächelnd. Er, finster, hochfahrend mit drohendem Flammenblick.

Wenig Secunden nur dauerte diese zauberhafte Beleuchtung, dann verschwand sie wie der Schimmer einer Kerze, die man ausbläst, so rasch, so spurlos.

Ich wendete mich wieder dem Fenster zu.

Die Sonne war verschwunden, geschlossen das goldene Thor, düster und bleifarben erschien der vorher von einer einzigen Glorie überstrahlte Himmel, stahlfarbig kochten und brodelten die vorher flammenden Wellen.

Von Süden her rückte eine tiefschwarze Wolkenwand herauf, tief hinab hingen schwere, rasch dahereilende Wolkengebilde und schienen sich mit den wild emporspringenden Wogen vereinigen zu wollen; doch heulend stürzten jene wieder hinab und ein tiefes gähnendes Grab befand sich im nächsten Augenblicke an Stelle der haushoch aufgesprungenen Woge.

Vorzeitig sank völlige Nacht hernieder.

Ich klingelte nach Licht und ging, als der

Diener sich wieder entfernt hatte, an die Aufsuchung der Ursache jenes schrillen Lautes hinter mir.

Diese erwies sich denn als eine sehr natürliche, als ich sie fand, und ich mußte über mich selbst lächeln, daß ich nicht im Augenblick sogleich sie errieth.

In dem alten Spinett, welches als ein werthvolles, alterthümliches Kunstwerk ausgelegter Arbeit unter dem Bilde des Grafen Magnus stand, waren ein paar Saiten gesprungen.

Das war Alles.

Trotzdem wollte aber der empfangene Eindruck von der seltsamen Beleuchtung der Bilder nicht von mir weichen.

Das ärgerte mich, und mir selbst trotzend, beschloß ich, nun gerade meine Zimmer nicht mehr zu verlassen und in ihnen zu speisen, statt, wie sonst meine Gewohnheit war, hinab in den Speisesaal zu gehen.

Wollte die Erscheinung kommen, nun, ich war bereit und gedachte ihr nicht einen Augenblick aus dem Wege zu gehen.

Der Castellan speiste wie gewöhnlich des Abends mit mir. Dann spielten wir die gewohnte Schachpartie, in der ich Sieger blieb,

was meine Laune wesentlich verbesserte, denn der alte Bertram war ein nicht leicht zu besiegender Gegner.

Darauf trennten wir uns. Ich trat noch einmal zum Fenster, um einen Blick auf das Meer zu werfen.

Der Orkan tobte noch in unverminderter Stärke.

Die See glühte und leuchtete wundervoll.

Ich ging zur Ruhe. Wie ich so da lag und auf das Brüllen der See, auf das Toben der Brandung und das Pfeifen und Heulen des Sturmes, vermischt mit dem unaufhörlichen, schrillen Gekreisch der Möven, die aufgescheucht das Schloß umflogen, lauschte, schien mir freilich bei diesem, die stärksten Nerven erschütternden Concert meine Nachtruhe sehr problematisch zu sein. Doch ruhte ich wenigstens und hielt die Augen geschlossen. Oft blickte ich jedoch blinzelnd im Zimmer umher. Noch war nichts von einer Erscheinung zu sehen, die ich seit jenem Augenblick des Sonnenunterganges eigentlich nicht mehr so ganz unmöglich hielt, einen so tiefen, peinlichen Eindruck hatte jener Anblick auf mich gemacht.

Ich mochte mich mühen, wie ich wollte, die

Gedanken daran zu verscheuchen, sie kehrten immer wieder zurück.

Endlich begann sich der Schlummer auf mich nieder zu senken, noch einmal fuhr ich empor, warf einen Blick auf die Nachtuhr an meinem Bett — es war fünf Minuten nach eilf — und löschte die Kerze.

Wie lange ich geschlafen, wußte ich nicht als ich erwachte, geweckt von einem Donnerschlag, welcher das ganze Schloß in seinen Grundfesten zu erschüttern schien.

Ich richtete mich empor.

Das ganze Zimmer stand fast ununterbrochen in einem bläulichen, blendenden Lichte.

Die Blitze zuckten und der Donner rollte unaufhörlich ohne die geringste Pause, da er nicht Zeit hatte, zu verhallen, bis ein neuer Schlag losbrach.

Das draußen tobende Wetter war, wie immer in jenen Gegenden zur Zeit der Aequinoctialstürme, ein sehr schweres.

Wie es meine Gewohnheit in solchem Falle ist, stand ich auf und kleidete mich an, nachdem ich die Kerze wieder angezündet.

Ich hatte nur eine halbe Stunde geschlafen,

denn die Uhr zeigte einige Minuten nach halb zwölf.

Im Begriff, nach dem Fenster zu gehen, um den Vorhang, welcher mir die Aussicht auf die See verhüllte, zu entfernen, blieb ich plötzlich stehen, gepackt von eisigem Entsetzen.

Wie einst dem Oberst in ähnlicher Situation, so ging es auch mir. Das Haar auf meinem Haupte sträubte sich empor, feige Furcht durchrieselte meine Adern, mein Herz stand einen fürchterlichen Moment still.

Wenig Schritte von mir entfernt, stand zwischen mir und dem Fenster, hell beleuchtet vom Licht der Kerze, die Gestalt des Grafen Magnus, an den ich in diesem Augenblicke auch nicht im Entferntesten gedacht hatte.

Genau so gekleidet, wie auf dem Bilde, schien er soeben aus dem Rahmen herausgestiegen zu sein, nur war sein schönes, stolzes Antlitz nicht lebensvoll wie dort, sondern verfallen und leichenhaft von einer eigenthümlichen grünen Bläße bedeckt, und der weiche, matte Glanz des dort mit bewundernswürdiger Kunst gemalten Sammtes seiner Kleidung sah aus wie mit Spinneweben bedeckt und überzogen, und an der Stelle des Herzens zeigte sich ein großer schwarzer Fleck

mitten in dem blauen Sammt. Die Augen glühten in unheimlichem Lichte und wahrhaft phosphoreſcirendem Glanze.

Als der erſte Schreck überwunden war, kehrte auch der Muth zurück. Ich redete mir ein, meine lebhafte Phantaſie, welche ſich den ganzen Abend mit dem Grafen beſchäftigt, ja geradezu die Erſcheinung erwartet hatte, ſpiele mir einen Streich, es ſei nichts als eine Hallucination, und ſchritt entſchloſſen auf die Geſtalt los.

Erbebend blieb ich ſtehen.

Sie erhob abwehrend langſam die Hand.

So ſtanden wir uns wohl eine volle qualvolle Minute Auge in Auge gegenüber.

Der Angſtſchweiß perlte in großen Tropfen auf meiner Stirn und meine Zähne ſchlugen hörbar zuſammen.

Dennoch gelang es mir, meines Schreckens, meines unſagbaren Grauens Herr zu werden.

Ich begann zu ſprechen: „Ihr habt mich aufgeſucht, Graf Magnus, denn ſo muß ich Euch wohl nennen, obgleich mein Verſtand ſich ſträubt, zu glauben, was ich ſehe; kann ich etwas für Euch thun?“

Er neigte bejahend das Haupt, und eine Stimme — nein, nicht ſo kann ich es nennen,

denn kein Laut, der je aus eines Menschen Munde kam, glich diesem hohlen, tonlosen, klagenden Gemurmel, von dem ich nicht entdecken konnte, woher es kam, denn er bewegte weder die Lippen, noch veränderte sich ein Zug des wie versteinert aussehenden Gesichtes — erscholl: „Du sollst mich erlösen. Willst Du es thun?“

Ich nahm all' meinen Muth zusammen und erwiederte: „Ja, ich will es, wenn ich es vermag. Warum aber —“ konnte ich mich nicht enthalten zu fragen — „wurde mir, der nicht einmal Eures Geschlechtes ist, die Aufgabe vorbehalten, da Ihr doch, wie die Sage erzählt, in jedem Decennium einmal hier zu erscheinen pflegtet?“

„Wohl durfte ich alle zehn Jahre einmal nach einem Befreier ausschauen“ — tönte es zurück — „aber mein Schicksal wollte, daß an diesem Tage nur zweimal der augenblickliche Besitzer des Schlosses hier verweilte, und nur er hat die Macht, mich zu erlösen, denn nur ihm darf ich mich offenbaren.

Doch jene beiden Männer waren Feiglinge, sie entflohen vor mir. Du bist der Erste, der muthig genug war, mich anzureden, und nur der Frage darf ich antworten.“

„Nun wohl, Unglücklicher, sprecht, was soll ich thun?“

„Folge mir ohne Scheu.“

Er wendete sich und ging voran. Doch Beides ist unrichtig ausgedrückt, denn er bewegte dabei kein Glied. Steif und unbeweglich schien er von der Luft fortgetragen zu werden.

Mein Grauen war zwar nicht gewichen, doch ich beherrschte es tapfer und folgte ihm mit laut klopfendem Herzen, aber entschlossen, das Ende des seltsamen Abenteuers zu erwarten.

Er glitt voraus durch die Staatszimmer und den Ahnensaal.

Scheu blickte ich zu seinem Bilde empor, an dem wir dicht vorbeikamen, und erwartete fast den Rahmen leer zu finden, denn es erschien mir weit weniger wunderbar, daß ein Bild umherwandele, als daß ein vor dreihundert Jahren Gestorbener seinen Sarg verlassen könne, um vor mir herzuschweben.

Das war jedoch nicht der Fall. Das Bild blickte, matt beleuchtet von dem Schimmer der Kerze in meiner Hand, auf uns nieder.

Mein Führer nahm keine Notiz davon und glitt vorüber.

Am Ausgange angelangt, nahm er seltsamer-

weise den Weg nach dem im Nebenflügel gelegenen Archiv, dessen Thür sich, wie alle übrigen, von selbst vor ihm öffnete, obgleich ich selbst sie verschlossen und den Schlüssel in meinem Schreibtische aufbewahrt hatte.

Gerade vor jenem alterthümlichen Schranke, dem Schauplatze meiner letzten Arbeit, blieb er stehen, und wieder hörte ich ihn murmeln:

„Damit Du nicht nach Menschenart morgen am hellen Tageslichte an dem Erlebten zweifelst, will ich Dir ein Wahrzeichen hinterlassen, das Dir willkommen sein wird. Du suchst ein Document?“

„So ist es“ — erwiederte ich überrascht — „doch in diesem Schranke befindet es sich nicht“ — setzte ich rasch hinzu, als er mit dem Finger darauf deutete. „Ich habe bereits jedes Blatt dieser vergilbten Documente umgewendet, ohne es zu finden.“

„Dennoch befindet es sich hier, es ist darin und liegt zwischen den Blättern einer Schrift von meiner eignen Hand, die ich zur Warnung für meine Nachkommen niederschrieb. Dein Vorgänger fand eines Tages durch Zufall das geheime Fach und dabei gerieth durch ein Versehen jenes Document zwischen die Blätter der von

ihm gelesenen Schrift. Im zweiten Fache linker Hand drücke scharf mit einem spitzen Gegenstand gegen die obere Ecke und Du wirst finden, was Du so lange suchtest."

Ohne mir Zeit zur Untersuchung der Wahrheit seiner Worte zu lassen, glitt er weiter.

Vor einem Bücherbord blieb er stehen und befahl mir, ein bestimmtes Buch herauszunehmen und stark gegen die dadurch leergewordene Stelle der Hinterwand zu drücken.

Ich gehorchte. Ein eigenthümliches Knacken ließ sich hören. Die Wand wich unter meiner Hand. Der Bücherbord schob sich zur Seite und in der dahinter befindlichen thürähnlichen Oeffnung zeigte sich eine schmale Treppe.

Eine moderig riechende, eingeschlossene Luft drang mir entgegen, meine Kerze drohte zu verlöschen.

Graf Magnus glitt hinab, und vorsichtig, meine trübe brennende Kerze mit der Hand schützend, folgte ich ihm. Die Stufen der hölzernen Treppe knackten hörbar unter meinen Füßen.

Bald langten wir unten an, ein frischer Luftstrom drang mir entgegen, die Kerze verlöschte.

Wir hatten unmittelbar den Garten betreten.

Seltsamerweise bemerkte ich hier unten nichts mehr vom Aufruhr der Elemente.

Zwar hörte ich vom Meer her das Heulen des Sturmes und das Brüllen der donnernden Brandung, aber auf unserem Wege herrschte die tiefste Ruhe, kein Blatt bewegte sich auf den Bäumen. Das Wetter schien vorübergezogen und durch das Gewölk leuchtete des Mondes halbe Scheibe mit bleichem, fahlem Schein, schimmerte hier und da ein glänzender Stern hernieder.

Mein Führer nahm, wie ich, seit wir den Garten betreten, erwartete, den Weg nach dem Kiosk, der halb verfallen inmitten einer wahren Baumwildniß lag. Keiner der Besitzer hatte Lust gehabt, diesen von der Tradition als Geisteraufenthalt verpönten Bau wieder herzustellen, um ihn einer freundlicheren Bestimmung zurückzugeben. Ich selbst hatte ihn nur ein einziges Mal besucht und mich unheimlich berührt gefühlt von der öden Leere desselben.

Wir traten ein. Ich hatte erwartet, den Raum im tiefsten Dunkel zu finden, wie es hier unter dem dichten Schatten der wirr in einander verschlungenen Bäume, den des Mondes ungewisses Licht unmöglich durchdringen konnte, nur

natürlich war. Doch ich fand mich getäuscht, ein wunderbares Dämmerlicht, welches von der Gestalt des Grafen auszugehen schien, ließ mich deutlich alle Gegenstände erkennen.

So war das Erste, was mir in die Augen fiel, die überraschende Entdeckung, daß der große, einst kostbare, jetzt völlig erblindete Spiegel von venetianischem Glas, der, obgleich aus einzelnen kleinen Stücken bestehend, die eine Wand fast ganz einnahm, verschwunden war und den Einblick in ein dahinterliegendes, kleines Gemach eröffnete. Das darinnen herrschende Dunkel war jedoch zu tief, um etwas unterscheiden zu können. Obgleich ich mir viele Mühe gab, war Alles, was ich zu sehen meinte, ein blitzender Gegenstand an der Wand.

„Begrabe sie, die Du dort findest, an geweihter Stelle. Die Opfer sollen neben dem Mörder ruhen," tönte es in mein Ohr, doch schon leise verhallend wie in der Ferne. „Sei auch bedankt."

Rasch wendete ich mich wieder meinem Führer zu und sah ihn vor meinen Augen verschwinden, auseinander fließen wie einen Nebel, genau so, wie des alten Bertram Vater das Verschwinden der Erscheinung beschrieben hatte.

Tiefe Dunkelheit umgab mich, denn mit ihm war der Dämmerschein erloschen, der mir geleuchtet hatte.

Mich fröstelte, und als sei mit dem Geiste auch all' meine durch energischen Willen aufrecht gehaltene Kraft zu Ende, sank ich bewußtlos zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, schien mir ein goldner Strahl des durch die Gardinen schimmernden Sonnenlichtes gerade in die Augen.

Ich fuhr auf und blickte starr vor Verwunderung um mich her und rieb mir die Augen, denn ich meinte, ich müsse noch schlafen und das im Traume sehen, was ich sah.

Alles, was ich erlebt, stand noch so klar als möglich vor meinem Geiste. Ich wußte genau, daß ich in dem Kiosk meine Besinnung verlierend zu Boden gesunken war, und dennoch — lag ich in dem Bette meines Schlafzimmers."

„Ach! Es war also nur ein Traum? Wie schade!" rief Melanie enttäuscht, welche wie alle Uebrigen mit fieberhafter, athemloser Spannung dem Erzähler bis hierher gefolgt war und ihm die Worte förmlich von den Lippen gelesen hatte.

„Ja. Ein Traum, nur ein Traum, so dachte

auch ich im ersten Momente," erwiederte der Freiherr, die bedauernde Miene seines Lieblings lächelnd bemerkend, „aber ein zweiter Blick auf mich selbst und auf den Teppich des Fußbodens zerstörte diesen Irrthum eben so rasch. Ich war vollständig angekleidet, bis auf meine Schuhe, die vor meinem Bett lagen. Ich bückte mich und nahm einen dieser Schuhe empor. Sie waren das letzte Geburtstagsgeschenk meiner Schwester, auf violetten Sammt in Gold gestickt.

Der Schuh war beschmutzt, der Sammt von der Nässe verdorben und befleckt, und die tief in den vom Regen aufgeweichten Weg eingesunkenen Sohlen bewahrten noch Fragmente feuchten Sandes, der an ihnen festklebte.

Ich sprang auf.

In dem Garten war ich gewesen, so viel mindestens stand fest, und ein Blick in den Spiegel zeigte mir auch auf meiner Kleidung, die zwar von dem Bett, in welchem ich gelegen, etwas verwischten, aber doch immer noch deutlich sichtbaren Spuren des Staubes, in den ich im verfallenen Kiosk niedergesunken, wo er bis jetzt der Alleinherrscher gewesen war.

Meine nächtliche Promenade war also kein Traum.

Wie mochte ich wieder in mein Zimmer gekommen sein?

Das war ein neues Räthsel, wie all' das Uebrige, was ich erlebt und an dem ich gern gezweifelt hätte.

Ich ließ mir mein Frühstück bringen, befahl die Vorbereitungen für meine Abreise einzustellen und den Castellan zu rufen.

Der alte Mann hörte meine Erzählung wohl mit gespanntem Interesse, aber mit einer Ruhe an, als überrasche sie ihn nicht im Mindesten.

Als ich geendigt hatte, setzte ich hinzu:

„Nun sagen Sie mir um Gottes willen, lieber Bertram, ob Sie es für möglich halten, daß ich all' dies Unglaubliche wirklich erlebt haben kann?"

„Warum nicht, gnädiger Herr?" erwiederte er. „Uebrigens ist es ja nicht schwer, uns einen Beweis zu holen. Lassen Sie uns doch jenes Document an dem vom Geiste bezeichneten Orte suchen."

Wie elektrisirt sprang ich auf: „Sie haben Recht! Daran habe ich noch gar nicht gedacht, lassen Sie uns sogleich darnach suchen."

Wir gingen, und — um es kurz zu machen, fanden das Document richtig zwischen den ver-

gilbten Blättern jener von dem Grafen Magnus in lateinischer Sprache geschriebenen Geschichte seines stolz begonnenen, an Glück reichen und so jammervoll endenden Lebens.

Was ich eigentlich gedacht, als ich diesen unumstößlichen Beweis eines unerklärlichen Vorganges in meinen Händen hielt, wüßte ich Ihnen wirklich nicht klar zu definiren.

Während ich noch wie geistesabwesend darauf niederstarrte und es in meinem Kopfe wie ein Wirbelwind durcheinander ging, hatte der Castellan nach meiner Beschreibung die geheime Treppe gesucht und gefunden, die ihm bisher gänzlich unbekannt geblieben war. Der dort angehäufte Staub und der Moderduft schien zu beweisen, daß sie auch wohl vor ihm Generationen unbekannt geblieben war, wenigstens fand sich nirgends, so viel wir auch später darnach suchten, auf irgend einem Plane des Schlosses eine Andeutung darüber auf.

Sein Ruf brachte mich an seine Seite.

Er war so bleich als ich selbst, als er mit zitternder Hand auf die im tiefen Staube nur zu deutlich sichtbaren Spuren der Fußtapfen zeigte, welche die Treppe hinabführten. Es waren je-

doch nur die Spuren einer Person, mein Führer hatte keine solchen hinterlassen.

Stumm sahen wir uns an und stumm stiegen wir, mit einer Kerze versehen, die Treppe hinab.

Unten stießen wir auf eine Thür, welche lange Zeit unseren Bemühungen, sie zu öffnen, widerstand, bis ich endlich die Feder des sehr complicirten Schlosses fand.

Laut ächzend öffnete sich die Thür, und wir traten in den vom hellsten Sonnenlichte überstrahlten Garten. Als wir die Außenseite der Thür besichtigten, fanden wir, daß sie so vorzüglich eingefugt und so täuschend der Mauer nachgeahmt war, daß es unmöglich war sie zu entdecken, wenn man von ihrem Vorhandensein keine Ahnung hatte.

Vor uns, im Sande des vom nächtlichen Gewitter noch bedeutend nassen Weges, erblickten wir, tief eingedrückt, wieder die Fußspuren einer Person. Ich setzte meinen Fuß hinein, es waren die meinen, kein Zweifel blieb uns in dieser Beziehung übrig.

Wir begaben uns nach dem Kiosk.

Die Thür war verschlossen und setzte unseren Anstrengungen einen ernstlicheren Widerstand

entgegen, als jene der Treppe. Der Castellan ging endlich, den Schlüssel zu holen.

Wir traten ein und überblickten das Zimmer. Auch hier wieder in dem Staube, die frischen Fußspuren und dort in der Nähe des Spiegels, wo ich niedergesunken, war der Staub verwischt und der weiße Marmor des Fußbodens sichtbar geworden.

Von jenem Cabinet, das ich gesehen, konnten wir lange keine Spur entdecken. Wir mühten uns ab, untersuchten die Wand, versuchten den Spiegel von der Wand zu heben; aber wie sehr wir auch alle Kräfte anstrengten, er wich nicht von der Stelle.

Da, ich rüttelte als letzten Versuch mit aller Kraft an dem Rahmen, mochten meine Hände wohl unbewußt die verborgene Feder berührt haben, ich fühlte den Spiegel sich bewegen.

Langsam, geräuschlos rollte er in die doppelte Wand hinein, frei drangen unsere Blicke in das dahinterliegende Cabinet, und — ein Schrei des Entsetzens entfuhr wie ein einziger Laut unserer Beider Lippen.

Dort, uns gerade gegenüber, saß sie selbst, die ungetreue Gattin des Grafen Magnus.

Die reichen Falten eines grünen, golddurch-

wirkten Gewandes umgaben die regungslose Gestalt. Das ambrafarbene Haar floß lang über ihre weißen Schultern nieder, gekrönt von einem Diadem von Diamanten und Smaragden, die unter ihrer Staubhülle hervor von einem durch die Thür einfallenden, verirrten Sonnenstrahle erglänzten. Von dem Diadem herab wallte ein ehemals wohl weiß gewesener zerrissener Schleier herab. Den schönen Hals umgab eine Perlenschnur von seltener Größe und Gleichheit.

Zu den Füßen der Gräfin aber lag lang ausgestreckt ein männlicher Körper, oder vielmehr ein Skelett, das die weiße, mit Silber gestickte Kleidung als männlich bezeichnete.

Das spanische Wams war auf der Brust mit schwarzen Flecken bedeckt und ließ die Ursache seines Todes errathen.

Der fleischlose Schädel zeigte noch schwarze Locken und schien uns aus den leeren Augenhöhlen grimmig anzustarren, und die tadellose Reihe der schneeweißen Zähne grinste uns höhnend an.

Ich schüttelte zuerst das lähmende Entsetzen ab und überschritt rasch die Schwelle.

Da begab sich etwas Seltsames, wovon ich

freilich schon gehört, vor meinen erstaunten Augen.

Von der gleichzeitigen Einwirkung der frischen Luft und von der Erschütterung des Bodens durch meine Schritte, verlor die scheinbar so wohl erhaltene Leiche der Gräfin ihre Form. Die schöne Gestalt sank im Nu in sich selbst zusammen.

Eine Kette klirrte, und vor meinen Füßen lag, nicht minder grinsend als jener andere dort, ein Todtenschädel mit langem, ambrafarbenem Haar.

Weit fort bis mitten in das vordere Zimmer war das Diadem hinausgerollt und lag nun dort funkelnd und gleisend im Sonnenschein.

Von der soeben noch im täuschenden Schein der Menschenform vor uns sitzenden Gestalt war nichts mehr übrig geblieben, als jener Todtenschädel, ein kleines Häufchen Knochen, einige Fetzen der kostbaren Kleidung, die einzelnen Perlen der Schnur und eine Hand voll Asche, nebst dem Diadem.

An der Wand, über dem Ruhebett, hing eine eiserne Kette, deren Eisenring wahrscheinlich den Leib jenes unglücklichen Weibes umschlossen und sie hier festgehalten hatte an dem Orte ihrer

Sünde, verdammt zum steten Anblick des zu ihren Füßen ermordeten Galan.

Wahrlich, wir fanden hier die Spuren einer Rache, welche, eines Teufels würdig, nur von einem Manne dieses eisernen Geschlechtes genommen werden konnte, genommen an dem Weibe, das er einst so über alle Maßen liebte.

Nun war das räthselvolle Verschwinden des verbrecherischen Paares mit einem Mal erklärt, erklärt die seltsamen Laute, welche man aus dem vermeintlich unbewohnten Kiosk vernommen.

Niemand schien eine Ahnung von dem Vorhandensein dieses verborgenen Raumes gehabt zu haben, der seiner anmuthigen und luxuriösen Ausstattung nach wahrscheinlich von dem Grafen selbst heimlich für die angebetete Frau geschmückt und dann von ihr als Schauplatz ihrer schamlosen Leidenschaft gewählt und entweiht worden sein mochte.

Die Anlage dieses geheimen Zimmers war denn auch, wie ich mich später überzeugte, so außerordentlich geschickt angebracht, daß kein des Geheimnisses Unkundiger auf den Gedanken seines Vorhandenseins kommen konnte.

Später entdeckten wir auch noch in einer Ecke verborgen eine Thür, durch die man un-

mittelbar in das kleine Gemach gelangen konnte, ohne das Vorderzimmer zu betreten und den Spiegeleingang zu benutzen.

Durch diese Thür war der Galan wohl zur Gräfin gekommen, aber sie öffnete auch, wie ich später durch die Aufzeichnungen des Grafen erfuhr, dem Rächer den Weg.

Vollkommen sicher in der Meinung, der betrogene Gatte weile in der Ferne, mochte das verbrecherische Weib wohl die gewohnte Vorsicht, die sie sonst beschützt, versäumt haben.

Es war dem Grafen nur zu leicht geworden, sie zu überraschen und sein Dolch rächte die verletzte Ehre an dem Frevler.

Damit jedoch war die Rache dieses stolzen, unversöhnlichen Herzens noch nicht befriedigt, denn so grenzenlos er einst geliebt, genau so schrankenlos meinte er jetzt zu hassen.

Als die Gräfin aus der Ohnmacht, in welche sie der Schreck über den plötzlichen Eintritt des Gatten versenkt, erwachte, fand sie sich an die Wand gefesselt als eine Gefangene wieder und ihren Mitschuldigen todt zu ihren Füßen.

Gegenüber lehnte der Gemahl und weidete sein rachsüchtiges Herz an dem wilden Ausbruch ihres Entsetzens und ihrer Verzweiflung.

Sie hatte sich über den Leichnam des Geliebten werfen wollen, aber sie vermochte ihn nicht zu erreichen, die Kette hielt sie fern von ihm.

Hohnlachend sah der Graf ihre vergeblichen Bemühungen, endlich zwang er sie einen Becher Wein zu trinken, den sie in der Meinung, er wolle sie vergiften, bereitwillig genug leerte; lag doch im Tode jetzt die willkommenste Zufluchtsstätte für ihren Schmerz.

Doch so gnädig gedachte es der Graf nicht mit ihr zu machen. Der Wein enthielt nur einen starken Schlaftrunk, der Geist und Leben volle zwei Tage gefesselt hielt und sie in todtenähnliche Erstarrung versetzte.

Während dieser Zeit spielte der Graf die Komödie seines Schmerzes um die Verschwundene und streifte an der Spitze seiner Diener umher, sie zu suchen.

Der Kiosk stand Tag und Nacht offen, so daß Jedermann ihn untersuchen konnte.

Durch diese kluge Maßregel mußte jedem etwa später auftauchenden Verdacht, die Vermißte sei da verborgen, im vorhinein die Spitze abgebrochen werden.

Nach diesen zwei Tagen ward der Kiosk verschlossen, der Graf nahm den Schlüssel an sich

und betrat ihn nur, wenn er, unter dem Vorwande die Verlorene zu betrauern, kam, um seiner Gefangenen die nöthige Nahrung zu bringen und sie zu verhöhnen.

Während er aber das Letztere that, mit einer Härte und Grausamkeit that, deren nur ein so unversöhnlicher Charakter als der seine fähig war, litt er selbst so grausam als sie selbst. Denn in seinem Herzen, das noch mit tausend unzerreißbaren Fäden an der Ungetreuen hing, wüthete ein verzweiflungsvoller Kampf. Trotz Allem und Alledem liebte er sie, doch was es ihn auch kosten mochte, er blieb fest, ungebeugt blieb sein Sinn, Haß und Rache siegten über die Liebe. Er hatte einen furchtbaren Schwur gethan, ihr nie zu vergeben, und er hielt ihn besser, als sie ihm den ihren gehalten.

Allein Gottes Hand zog seiner Rache die Grenze, der Höchste war gnädiger und nahm ihr erbarmungsreich das Bewußtsein ihrer Leiden.

Der furchtbare Schmerz und das unsagbare Grauen, Tag und Nacht die verwesende Leiche Dessen, den sie so rasend geliebt hatte, wie sie von ihrem Gatten geliebt worden, vor sich zu sehen, rüttelten an den Stützen ihres Verstandes

und zerstörten die harmonische Ordnung des gequälten Geistes. Sie ward wahnsinnig.

Doch war dieser Wahnsinn ein milder, wohlthätiger.

Sie träumte sich zurück in der Jugend goldene Tage, sang frohe Lieder, wandelte mit dem Geliebten unter Bäumen, hielt lange zärtliche Gespräche mit ihm und schmückte sich, so gut sie konnte, jeden Tag als ihre eigne Puppe.

So führte sie mitten in der Gefangenschaft und in der Gesellschaft des Todes ein harm- und schmerzloses Leben.

Der beste Theil seiner Rache war den Händen ihres Peinigers entrissen, der gequälte Geist seiner Macht entrückt.

Eines Tages fand er sie todt.

Sanft, wie durch des Allerbarmers Gnade ihr Wahnsinn gewesen, schien auch der Todesengel ihr genaht zu sein, denn lächelnd saß sie in der Stellung, wie ich sie fand, ihm gegenüber.

Stumm starrte er wieder auf sein Opfer, stumm riß er den Dolch — ihr Hochzeitsgeschenk — mit welchem er ihren Geliebten getödtet, aus dem verwesten Körper, schloß den Spiegeleingang für immer und kehrte stumm in das Schloß zurück.

Dort vollendete er die Geschichte seiner Leiden, legte sie in jenes geheime Fach, schloß sich dann in sein Zimmer ein, kleidete sich in seinen Hochzeitsanzug, in dem er strahlend vor Liebesglück und Seligkeit neben ihr am Altar gestanden, und stieß sich den halbverrosteten Dolch in das müde Herz.

Das war es, was ich über die Todten im Kiosk und über den Schreiber selbst aus jenen Blättern erfuhr.

Warum mein Vetter, da er doch jene Papiere aufgefunden und gelesen hatte, nicht die Leichen aufheben und begraben ließ, erklärte mir eine Nachschrift, welche auf sein eignes Leben und die Ursache seines körperlichen Siechthumes, wie des düstern Zustandes seines Geistes ein helles Licht warf. — —

„Diese Papiere, die Geschichte eines Unglücklichen, der an der Treulosigkeit eines Weibes zu Grunde ging gleich mir, fand ich durch Zufall auf, und dem Zufall will ich es überlassen, ob sie noch einmal das Licht des Tages erblicken und jene Elenden doch noch in geweihter Erde dem ewigen Gericht entgegenharren sollen. Von mir, dem durch ein falsches Weib so bodenlos elend Gewordenen, soll ihnen gewiß diese Wohl-

that nicht zu Theil werden. Ich will ihre Ruhe nicht stören, aber ich bewundere und billige die That des Grafen Magnus.

Das menschliche Geschlecht ist entartet, denn ich, ein Nachkomme jenes Mannes, fand nicht die Kraft, meine Ehre zu rächen wie er, ich Schwächling konnte nur weinen und klagen und elend dem Grabe entgegengehen." —

So die Worte meines Vetters.

Ich ließ die Gebeine der Todten gesondert in zwei Särge sammeln, welche unter den Gebeten des Pfarrers in der Familiengruft beigesetzt wurden, der ihre neben den Sarg des Grafen, der seine zu dessen Füßen.

Die Perlen, sowie die ausgebrochenen Juwelen des Diadems und einen kostbaren Solitair am Finger des Skelettes verkaufte ich, statt sie der Kirche zu widmen, um dafür Seelenmessen für die in ihren Sünden Dahingeschiedenen lesen zu lassen, wie Bertram mir gerathen — und baute mit dem bedeutenden Erlös, dem ich das noch Fehlende hinzufügte, eine Schule für das Fischerdorf.

Vielleicht irre ich mich, aber ich glaube, das Gebet der reinen Kinderseelen, welche in der Schule Gott erkennen und verehren lernen, muß,

wenn es am Tage der Gedächtnißfeier für drei Verirrte, die alljährlich am 27. November stattfindet — zum Himmel emporsteigt, eine erlösendere Kraft haben, als die Gebete eines dafür bezahlten Priesters."

Der Freiherr schwieg und lehnte sich sichtlich ermüdet in den Fauteuil zurück.

Man dankte ihm auf das Lebhafteste und es entspann sich eine höchst lebendige Discussion über das Gehörte, wobei sich die Gesellschaft in zwei Parteien, und zwar in eine gläubige und eine ungläubige spaltete.

Lange Zeit hörte der Freiherr schweigend dem Für und Wider zu, als man sich aber auf Seiten der Skeptiker dahin geeinigt hatte, daß dies ganze nicht zu bezweifelnde Erlebniß lediglich einem ganz ungewöhnlichen Grad von Clairvoyance zuzuschreiben sei, nahm er wieder das Wort:

„Gut, meine Herrschaften, ich will an Ihrer Erklärung, welche allerdings das Räthsel auf die allerbequemste Art lösen würde, nicht mäkeln, obgleich ich es für mehr als unwahrscheinlich halten muß, daß ein achtundzwanzigjähriger, kerngesunder, allem sentimentalen Aberglauben und derlei Firlefanz völlig fremder Mensch, der

sich mit seinen Nerven auf dem wünschenswerth besten Fuße befindet und in seinem ganzen Leben, weder vor- noch nachher sich eines solchen Erlebnisses rühmen durfte, in solchen abnormen Zustand gerathen könnte. —

Nehmen wir aber trotzdem an, ich sei clairvoyant gewesen.

Wenn ich mich nun aber recht erinnere, behaupten alle Erklärer dieses unerklärlichen Zustandes, er bestehe in einer momentanen Trennung der Seele vom Körper, in der jene unbeirrt von der niederziehenden Materie Dinge wahrnehmen könne, von denen der Körper nichts weiß noch ahnt.

Nun ist aber die Seele doch ohne Zweifel ein unsichtbares, ätherisches Wesen, das sicher nicht Schuhe anzieht und feuchten Sand an deren Sohlen mitbringt, nachdem sie mit ihnen im Staube der Treppe und des Kiosk, wie tief im Sande der Gartenwege die Spuren ihrer Tritte hinterläßt. Bitte, erlauben Sie mir" — fuhr er fort, als man eine lachende Gegenrede versuchen wollte — „ich komme Ihnen schon mit der Annahme entgegen, daß speciell meine Seele es bei ihrer besondern Anhänglichkeit an den Körper zu schwer fand, sich von ihm zu trennen,

und den Entschluß faßte, ihn mitzunehmen, damit auch er all' das Unglaubliche mit erlebe, so die clairvoyance mit dem Schlafwandeln vereinend.

Wie erklären Sie mir nun aber — um nur dies Eine anzuführen, des Documentes und alles Uebrigen gar nicht zu gedenken, daß ich wie alle anderen Thüren — die konnte ich ja, ohne es zu wissen selbst geöffnet haben — nicht nur jene Thür, welche die geheime Treppe verschließt, sondern auch die des Kiosk offen fand? — Beide waren am andern Morgen fest verschlossen, den Schlüssel zum Kiosk holte Bertram aus einem verschlossenen Schranke, wie er mir sagte, ich wußte vorher durchaus nicht, wo er ihn bewahrte. Den Riegel der Treppenthür fand ich erst nach langem vergeblichen Suchen.

In Betreff des Letzteren ließe sich erwiedern: da ich mich in meinem Bett wiederfand, könne ich ohne mein Wissen denselben Weg in das Schloß zurückgewandelt sein und dabei jene Thür hinter mir verriegelt haben. Bemerken Sie aber wohl, die Fußspuren gingen hinab, aber keine hinauf. Ich bezweifle nicht, daß ich wahrscheinlich schlafwandelnd auf sehr natürlichem Wege

zurück in mein Bett gelangte, denn da keine andere Erklärung übrig bleibt, müssen wir das wohl annehmen.

Doch was das Uebrige betrifft, wäre wohl ein somnambuler Zustand, der solche Aufschlüsse über völlig ungeahnte Dinge bringt, nicht minder wunderbar und räthselhaft, als das Erscheinen eines vor Jahrhunderten Abgeschiedenen nur sein kann.

So viel ich weiß, erinnern sich die Somnambulen nach ihrem Erwachen aus dem Schlafe niemals dessen, was sie in jenem Zustande gesehen, gethan oder gesprochen haben. Ich wußte Alles bis in das kleinste Detail.

Doch endigen wir. Machen Sie es in Gottes Namen wie ich und lassen Sie eine Sache ruhen, die, wir mögen sie drehen und wenden, wie wir wollen, unserem kurzsichtigen Menschenverstande gegenüber ein Räthsel ist und es ewig bleiben wird; ein Räthsel, für das es keine andere Erklärung giebt, als des großen Shakespeare, jenes tiefen Seelenkenners inhaltschwere Worte:

„Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt“.“

Das Spukhaus.

Der Legationsrath Graf von D— saß seinem intimsten Jugendfreunde, dem General Mengen, der nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren, die er im englisch-ostindischen Dienste verbracht, in das Vaterland zurückgekehrt war, und nun den Freund, mit dem er fast gar nicht mehr in Verbindung gestanden, wieder aufgesucht und die alte, herzliche Freundschaft wieder erneuert hatte, gegenüber. Man unterhielt sich gegenseitig mit den eingehendsten Schilderungen der Vergangenheit, und nachdem der General seine Geschichte beendet, begann der Graf die seinige, wie folgt:

„Es war im Frühling des Jahres 18—, als ich auf einer im Interesse unserer Regierung unternommenen Reise, mir nach Erledigung meiner Geschäfte einen Abstecher nach dem Lago-Maggiore erlaubte.

Damals gab es noch keine Eisenbahnen in Italien, ich reiste daher, um die gewohnte Bequemlichkeit nicht zu entbehren, und auch, da ich hinlänglich den schauderhaften Zustand jener Carreten kannte, welche die Postverwaltung in Italien dem reisenden Publikum zur Verfügung stellt, um meiner heilen Glieder willen in meinem eigenen Wagen.

Diese Vorsicht war auch schon deshalb geboten, da die wichtigen Papiere, welche ich bei mir führte, mir es nicht erlaubten, mich einem Vetturini anzuvertrauen.

Ich reiste über Bellinzona, und beabsichtigte in Locarno zu übernachten.

Es war ein wundervoller Tag gewesen, und die Abendbrise war von dem Dufte der Millionen Veilchen erfüllt, die rings umher die grünen Matten bedeckten.

Die Straße ließ gewaltig viel zu wünschen übrig. Mehr als einmal war ich in Gefahr gewesen, von dem Postillon, der mit der ganzen gewohnten Rücksichtslosigkeit eines pferdeschindenden Italieners seine vier Pferde unter dem Vorwande, sie zu lenken, mißhandelte, in einen der zur Seite des Pfades sich erstreckenden Abgründe geworfen zu werden.

Ich wußte jedoch aus Erfahrung, daß ich mich nicht zu Gunsten der unglücklichen Thiere einmischen durfte, und hatte mich daher begnügt, dem schwarzlockigen Kerl eine buona mano zu versprechen, wenn er mich ganzbeinig nach Locarno bringe.

Der Kerl zeigte mir feixend die Doppelreihe seiner brillanten Zähne und erwiederte, indem er mich mit seinen vor Uebermuth förmlich tanzenden Feuerrädern, ich wollte sagen Augen verständißvoll anblinzelte: „Seien Sie ganz ruhig, excellenza, der Beppo" — damit meinte er sich — „ist der sicherste Kutscher, den Sie in ganz Italien finden können."

Daran erlaubte ich mir nun freilich zu zweifeln, hütete mich aber wohl, es auszusprechen, und legte auch meinem Diener durch einen Blick Schweigen auf, da ich bemerkte, daß er die größte Lust verspürte, seine Zweifel unklugerweise zu verrathen.

Bei alledem kamen wir nur sehr langsam vorwärts, ich sah es kommen, daß ich Locarno heute nicht mehr erreichen, sondern genöthigt sein würde, in irgend einem elenden albergo am Wege, oder gar nur in einer osteria übernachten zu müssen.

Mein Aerger machte mich unvorsichtig, ich sprach meine Befürchtung aus. Dadurch fühlte sich Signor Beppo in seiner Ehre gekränkt und trieb die Pferde unsinnig an, trotz oder vielleicht wegen meines Remonstrirens.

Das Ende vom Liede war denn auch das, was ich erwartete.

Ich sah mich plötzlich mit sammt meinem Wagen auf dem Grunde eines glücklicherweise nicht sehr tiefen, aber steilen steinigen Abhanges.

Mein Diener mit dem übermüthigen Beppo, sowie die armen Pferde waren nur gering durch einige Risse und Schrammen verletzt.

Ich war am schlechtesten weggekommen und hatte mir ein Bein verrenkt. Anfangs hielt ich es sogar für gebrochen.

Nun war guter Rath theuer. Meilenweit von jeder bewohnten Gegend entfernt, winkte mir die schönste Aussicht mit den Höllenschmerzen in meinem Beine hier auf offnem Felde die Nacht zuzubringen, denn meinem Wagen war der Sturz nicht besser bekommen, als mir.

Eine Achse war gebrochen, und er befand sich auch sonst im hinfälligsten Zustande.

In dieser Noth murmelte der, ich muß es gestehen, außerordentlich bestürzte Beppo etwas

von einem Hause, das nur eine halbe Stunde entfernt im Walde liege.

Ich wies ihn erfreut an, dorthin zu reiten und um Hilfe für mich zu bitten.

Allein er zauderte, kraute sich im Kopfe, und nach langem verlegenen Zögern kam es endlich heraus, der kecke Beppo fürchte sich, dorthin zu gehen, da jenes Haus in dem Rufe stehe, es spuke dort.

Das Haus gehöre der Marchesa di Valeri. Die Dame bewohne es aber nicht, sondern habe es der Obhut zweier höheren Diener übergeben, die mutterseelenallein dort hausten und sich vor dem dort umgehenden Geist der verstorbenen Tochter der Marchesa nicht fürchteten. Auch zweifelte er, wie er sagte, daß man mich dort aufnehmen werde, denn Signor Puzzolini sei ein gar finsterer, menschenscheuer Mann, der noch keinem Fremden das Betreten des einsamen Hauses gestattet habe.

Schließlich schlug er vor, lieber nach der Stadt zu gehen.

Auf diesen Vorschlag konnte ich aber schon deshalb nicht eingehen, weil ich Beppo nicht genug traute, um ihn so ohne Weiteres fortzulassen, auch konnte ich so lange nicht warten.

Genug, nach langen Hin- und Herreden, nach Bitten, Versprechungen und Drohungen willigte der tapfere Beppo endlich ein, nach jenem Hause zu gehen, wenn — mein Diener ihn begleite.

Ich mochte sagen was ich wollte, davon brachte ich ihn nicht ab. Mir blieb also nichts übrig, als ihm den Willen zu thun und in meinem hilflosen Zustande allein zu bleiben. Ich ließ mir meine geladenen Pistolen reichen und befahl den Beiden, zwei Pferde zu nehmen, damit sie rascher wiederkämen.

Ich wartete und wartete, endlich, nach zwei tödtlich langen Stunden kehrten sie in Begleitung eines baumlangen, stattlichen, zwar wohlgekleideten, aber trotz seiner bemerkenswerthen Männerschönheit mich wegen seiner mürrischen, menschenfeindlichen Miene wenig anheimelnden Mannes wieder. Er trat vor mich hin und musterte mich in einer Weise, die ich unverschämt fand. Sein Thun war jedoch freundlicher als seine Miene, als Ton und Worte der Antwort, welche er meiner Anrede und der Versprechung reichlicher Belohnung für seine Hilfe zu Theil werden ließ.

Er hatte einen Wagen mitgebracht, hob mich wie ein kleines Kind mit einer Leichtigkeit, als sei ich ein solches, empor und setzte mich sanft

nieder, mich so bequem als nur möglich placirend. Dann stieg er auf den Bock und fuhr langsam mit mir davon, es meinem Diener und dem Postillon überlassend, meinen Wagen mit Hilfe der Stricke, die er ihnen gegeben, zusammen zu binden und ihm damit so gut zu folgen, als sie konnten.

Es war nicht gerade ein angenehmes Gefühl für mich, im Dunkel der Nacht — denn sie war inzwischen angebrochen, hilflos wie ich war, von jenem finstern Manne fortgeführt zu werden.

Wenn er ein Schurke war und eine Ahnung von den wichtigen Papieren hatte, die wohlverwahrt in meiner Brusttasche steckten, war ich verloren. Man würde sie ihm von gewisser Seite mit einem Vermögen vergolten haben.

Was halfen aber diese Betrachtungen? Ich war auf seine Hilfe angewiesen, ich mußte ihm vertrauen und so war es klüger, keinerlei Besorgniß zu zeigen.

Ich plauderte also möglichst unbefangen mit ihm, da wir wegen der dichten Finsterniß inmitten des Waldes, in dem wir dahinfuhren, trotzdem daß die Pferde den Weg zu kennen schienen, nur langsam fahren konnten. Er antwortete kurz und mürrisch.

Als ich ihn fragte, in welcher Weise ich mir wohl hier in dieser entlegenen Gegend ärztliche Hilfe werde verschaffen können, erwiederte er, daß es ihm nicht einfalle mir zu gestatten, ihm noch mehr fremde Leute auf den Hals zu ziehen. Er habe lediglich auf Zureden seiner Frau in meine Aufnahme in seinem Hause oder vielmehr dem seiner Herrschaft gewilligt, doch erstrecke sich diese Einwilligung, das wolle er mir nur hiermit gleich sagen, nur auf mich allein. Mein Diener müsse noch heute mit dem Postillon fort. Für den Wagen sei Platz in einer Remise, ich könne den Schlüssel an mich nehmen, damit ich meines Gepäckes sicher sei.

Ich mußte über diese Bemerkung im Stillen lächeln, denn sie bewies mir, daß der Gedanke des Mißtrauens, welcher in meiner Seele erwacht war, von ihm geahnt ward.

Trotzdem war ich entschlossen, seine Hilfe auch unter diesen Bedingungen wenigstens für den Augenblick anzunehmen. Doch war ich mit mir einig, daß ich die wichtigen Papiere durchaus nicht bei mir behalten, sondern mit meinem Diener, auf dessen Treue und Ehrlichkeit ich mich wie auf mich selbst verlassen konnte, nach Mai-

land senden müsse, wo sie von dem Grafen * in Empfang genommen werden sollten.

Lag irgend eine Gefahr für mich in dem Aufenthalt in jenem Hause, so mußte ich sie riskiren, denn jene Papiere waren der Regierung unersetzlich, nicht so meine Person.

Ich erwiederte daher ruhiger, als ich wirklich war, daß ich weder für mich selbst, noch für mein Gepäck die geringste Besorgniß hege, und beide ruhig, selbst ohne irgendwelche Vorsichtsmaßregeln für nöthig zu halten, dem Schutze seiner Gastfreundschaft anvertraue, obgleich diese, wie er mir soeben mehr aufrichtig als höflich versichert habe, eine halb durch Ueberredung erzwungene sei. „Ich habe" — setzte ich hinzu, „die Gewohnheit, die Leute nicht eher für Schurken zu halten, als bis sie selbst mich dazu zwingen."

Er lachte kurz und rauh auf bei dieser in launigem Tone hervorgebrachten Bemerkung, aber sein Ton war freundlicher als er versetzte: „Gut, Signore, Sie werden in Bezug auf mich dazu keine Ursache haben. Im Uebrigen können Sie sich mir ebenfalls anvertrauen. Ich bin so ein Stück von einem Arzte, und mindestens eben so gescheidt, als jener, den wir hier in der Um-

gegend haben. Der Kerl ist der größte Esel, der mir je vorgekommen ist."

„Ei, Signor!" lachte ich, „das ist nicht gerade eine vielversprechende Empfehlung Ihrer ärztlichen Kenntnisse. Nun, gleichviel, es bleibt mir Ihrem Willen gegenüber ja nichts übrig, als mich zu fügen."

„La pratica val piu della gramatica"*) — erwiederte er lakonisch.

Ich mußte ihm beistimmen, denn wenn er wirklich Erfahrung in solchen Fällen besaß, bedurften wir der Wissenschaft nicht.

Endlich gelangten wir aus dem Walde heraus auf eine Lichtung, in deren Mitte auf leicht erhabenem Terrain sich das Haus inmitten eines dem Walde abgewonnenen Gartens, umgeben von einer hohen Mauer, die von einem dichten Eisengitter geschlossen war, erhob.

So viel ich in der Dunkelheit bemerken konnte, war es von mittler Größe und schmucklosem Aeußern und trug den Stempel des Unbewohntseins. Alle seine Läden waren bis unter das Dach geschlossen mit Ausnahme zweier Fenster, die uns freundlich einladend entgegenleuchteten.

*) Erfahrung ist mehr werth, als alle Wissenschaft.

Man schien uns zu erwarten, denn ein Diener öffnete sofort das Gitterthor.

Als der Wagen langsam nach dem Hause fuhr, öffnete sich auch die Hausthür. Ein heller Lichtstrom, von der im Flur brennenden dreiarmigen Lampe antiker Form herkommend, beleuchtete den Weg, und in der Thür erschien eine graugekleidete Matrone, die mich zu meiner freudigen Ueberraschung in den heimathlichen Lauten bewillkommte.

Mir ward es wohl und heimisch um's Herz bei den ersten Tönen dieser wohlklingenden, weichen Stimme, und ein Blick auf das bleiche, edelgeformte Antlitz, das blondes Haar einfach gescheitelt unter einem blendendweißen Muslinhäubchen einrahmte, ließ den letzten Rest von Mißtrauen aus meinem Innern entschwinden.

Ich fühlte es, in dem Hause, wo diese Frau waltete, war ein Jeder geborgen, den sie willkommen hieß.

Es lag eine eigene Mischung von Charakterfestigkeit und Starrsinn und, so heterogen es klingen mag, von Sanftmuth in den Zügen meiner Wirthin.

Sie betrachtete mich mit einem Blicke, den ich wie eine Sonde tief in mein Inneres dringen

meinte, ohne daß mich dies seltsame, fast ängstliche Forschen nur im Mindesten verletzt hätte.

Frei und offen erwiederte ich, sie anschauend, ihren Blick und beantwortete ihre Begrüßung mit einigen passenden Worten, die sich dieser Frau gegenüber wohl etwas wärmer gestalteten, als es die Gelegenheit eigentlich erforderte.

Sie schien überrascht und lächelte, aber das Ergebniß ihrer Forschung schien nicht zu meinen Ungunsten ausgefallen zu sein und meine Worte ihr gefallen zu haben, denn sie bat mir freundlich die Hand, um mir aus dem Wagen zu helfen, da ihr Mann dazu keine Anstalt machte.

Ich versuchte mich zu erheben, war aber dazu nicht im Stande.

Sie schaute ihren Mann an, der meine Anstrengungen mit einer förmlich zufriedenen Miene beobachtete, als freue es ihn, mich so gänzlich auf seine Hilfe angewiesen zu sehen.

Der auffordernde Blick hatte die beabsichtigte Wirkung, denn hinzutretend hob er mich empor und trug mich in's Haus.

Dieser Mensch besaß Riesenkräfte, ich glaube, er hätte ohne irgend welche Anstrengung mit mir Fangeball spielen können, mit solcher Un-

bekümmertheit trug er meine doch so ziemlich gewichtige Person.

Nach einer Stunde befand ich mich weich gebettet, so wohl, als es die Umstände erlaubten. Mein Bein war mit kühlenden Kräuterumschlägen bedeckt, welche die Schmerzen wesentlich linderten, und so konnte ich meinen inzwischen eingetroffenen Diener vollständig beruhigt über mich zu seiner Mission, die betreffenden Papiere in sichere Hände zu liefern, entlassen.

Bis zu seiner Rückkehr, die in einigen Tagen erfolgen mußte, hoffte ich wieder hergestellt zu sein.

Darin sollte ich mich jedoch täuschen, denn obgleich ich die sorgfältigste Pflege genoß und die ärztlichen Kenntnisse meines finstern Wirthes in der That keine geringen waren, wollte es mit meiner Genesung doch nicht recht vorwärts gehen.

Mein Diener durfte mch auf meinen Wunsch jeden Tag besuchen, aber ihn in das Haus aufzunehmen verweigerte Puzzolini mit derselben Hartnäckigkeit als vorher, wie er überhaupt selbst jene Besuche nur sehr ungern gestattet hatte.

Max sagte mir auch, daß Puzzolini ihn nicht

einen Moment aus den Augen lasse und seine Schritte überwache, als fürchte er in ihm einen Spion.

Gegen mich war mein Wirth zwar auch niemals besonders freundlich oder zuvorkommend, übte aber im Uebrigen seine Gastfreundschaft in tadelloser Weise, und Dank seiner zweckmäßigen Behandlung waren Geschwulst und Schmerzen fast ganz verschwunden, nur vermochte ich noch nicht zu gehen.

Aus Dankbarkeit schonte ich den Eigensinn meines Wirthes und ließ Max nur kurze Zeit und manchmal viele Tage gar nicht kommen.

Was mich am meisten von Puzzolini ärgerte, war die Hartnäckigkeit, mit welcher er mir die Befriedigung eines Wunsches verweigerte, der an sich so außerordentlich harmlos war, daß die Verweigerung desselben mich um so mehr reizen mußte, als ich keinen nur irgend stichhaltigen Grund dafür finden konnte.

Ich habe es stets geliebt, Abends aus meinem Zimmer hinaus zu schauen in die Nacht und die vom Nachtwinde getragenen balsamischen Düfte der Blumen in mein Zimmer dringen zu lassen.

Das ward mir hier unmöglich gemacht, denn

mit der eingetretenen Dunkelheit wurden stets die Läden meines Zimmers geschlossen — buchstäblich geschlossen mit einem Schlüssel, den Puzzolini mit sich nahm. So geschah es mit allen übrigen, wie ich hörte.

Vergebens waren meine Bitten, bei mir eine Ausnahme zu machen, Puzzolini behauptete, bei der einsamen Lage des Hauses sei diese Vorsicht unumgänglich nöthig.

Ich wies auf die außerordentlich hohe Mauer hin, die ein Uebersteigen fast unmöglich mache, so wie auf die beiden riesigen Wolfshunde, meine guten Freunde, Kastor und Pollux genannt, welche ich in der Nacht den Garten durchstreifen hörte. Allein er blieb dabei, was er gesagt und meine Läden wurden zur bestimmten Stunde geschlossen.

Eines Nachts konnte ich nicht schlafen. Ich hatte ein besonders spannendes Buch, das mir die, wie es schien ziemlich ansehnliche Bibliothek des Hauses geliefert, gelesen und war sehr aufgeregt. Die Nachtlampe brannte so trübe, daß ich die Zeiger meiner auf dem Nachttische liegenden Uhr nicht zu erkennen vermochte. Ich ließ sie repetiren, es war ein Viertel nach Mitternacht.

Seufzend legte ich sie wieder hin und mich in die Kissen zurück.

Es war unerträglich heiß im Zimmer, ich hätte Gott weiß was darum gegeben, die frische Nachtluft einathmen zu dürfen.

Plötzlich fuhr ein frischer Luftstrom über mich hin, ich öffnete erstaunt die Augen.

Der Luftstrom kam vom Fußende meines Bettes her, doch befand sich dort weder Thür noch Fenster, sondern das lebensgroße Bildniß eines venetianischen Nobile in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts.

Als ich hinabblickte, war jedoch das Bild verschwunden und in dem Rahmen stand eine weiße Gestalt regungslos wie eine Statue.

Mein Herz begann wie ein Hammer zu klopfen und ich hätte fast einen Schrei des Schreckens ausgestoßen. Dennoch bezwang ich mich und schwieg, gespannt auf das, was weiter geschehen werde, und stellte mich schlafend.

Endlich bewegte sich die Gestalt, langsam schwebte sie auf mich zu und neben meinem Bett stehen bleibend, schien sie mich aufmerksam zu betrachten, schien sage ich, denn in dem ungewissen Lichte vermochte ich durch den dichten weißen Schleier, der sie vom Kopfe bis zu den

Füßen einhüllte, keine Spur des dahinter Verborgenen zu erblicken.

Aber war mir in dieser Beziehung die trübe Beleuchtung von Nachtheil, so war sie in so fern wieder günstig für mich, daß ich unter ihrem Schutze die Gestalt trotz ihrer Nähe durch die halb geschlossenen Augenlider hindurch aufmerksam mustern konnte, ohne daß sie es bemerkte.

Doch all' mein Spähen nutzte nichts, der Schleier verhüllte sie unerbittlich.

Regungslos stand sie einige Minuten neben mir, dann drang ein Ton wie ein leiser unterdrückter Seufzer in mein Ohr, und langsam glitt sie hinweg, trat in den Rahmen und war verschwunden.

Dort, wo sie noch soeben stand, blickte das Bild hochmüthig auf mich nieder.

Ich zerbrach mir den Kopf über die Erscheinung, hütete mich aber wohl, etwas von ihr zu erwähnen, als ich am andern Morgen mit Signora Puzzolini sprach, denn ich glaubte bei ihrer Frage, wie ich die Nacht geruht, in ihren Augen ein seltsames Forschen, einen scheuen, ängstlichen Ausdruck zu finden.

Entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, erwartete ich wachend die nächste Mit-

ternacht. Alles blieb ruhig, Niemand erschien. So wartete ich mit wachsender Ungeduld eine volle Woche hindurch in jeder Nacht. Vergebens, die Erscheinung kam nicht wieder.

Ich war vor geheimer Aufregung und Erwartung ganz nervös geworden, doch mein Bein war so ziemlich wieder hergestellt. Ich hatte, wenn ich allein war, schon Gehversuche gemacht und zu meiner Freude gefunden, daß ich nur noch geringe Schmerzen beim Gehen empfinde. Als ich jedoch von meinem Wirth unterstützt auf seinen Wunsch den Versuch wiederholte, stellte ich mich, als verursache er mir Höllenqualen, und brach nach einigen Schritten ganz zusammen. Am andern Tage gab ich vor, wieder ganz bedeutende Schmerzen zu haben.

Zweck dieser Verstellung war, mir einen längeren Aufenthalt in dem Hause zu sichern, denn daß ich nicht scheiden wollte, ohne etwas mehr über das Geheimniß jener nächtlichen Erscheinung zu wissen, ohne sie wiedergesehen zu haben, stand bei mir fest. Die Sache reizte mich zu sehr, und so nahm ich zur Verstellung meine Zuflucht, um dem Spuk auf die Spur zu kommen.

Puzzolini wäre mich augenscheinlich gern los

gewesen und schien über die unerwartet lange Verzögerung meiner Genesung sehr verdrießlich.

Endlich schritt er in seiner Ungeduld und, wie er sagte, seiner eigenen Heilkunst mißtrauend zu einem verzweifelten Mittel, verzweifelt für ihn, da ich seine Hartnäckigkeit, mit der er jeden Fremden vom Hause fern hielt, genugsam kannte, und brachte einen Arzt mit, der mich untersuchen und seine Heilmethode prüfen sollte.

Es gelang mir, auch diesen gelehrten Mann zu täuschen. Er glaubte mir Alles auf's Wort und fand an Puzzolini's Heilmethode nichts auszusetzen, meinte, derartige Verrenkungen wären stets langwieriger als selbst ein Beinbruch, ich solle nur Geduld haben und mich möglichst ruhig und unbeweglich verhalten, im Uebrigen habe er der Behandlungsweise meines freundlichen Wirthes nichts hinzuzufügen, man solle nur so fortfahren. Hierauf steckte der gelehrte Herr das brillante Honorar ein, das ich ihm hocherfreut über sein für mich so günstiges, obgleich wenig für seine Kenntnisse sprechendes Urtheil zahlte, und empfahl sich.

Nachträglich schien es mir, als habe Puzzolini weniger seiner Heilkunst als mir mißtraut, und beruhige sich nun, da das Urtheil des

Arztes meine Unfähigkeit bestätigte. Er war etwas freundlicher zu mir, als in den letzten Tagen, und sagte mir ziemlich sorglos, er müsse morgen verreisen, ich solle strict seinen Anordnungen folgen und mich recht ruhig verhalten, damit er bei seiner Rückkehr, die leicht eine Woche hinausgeschoben werden könne, mich völlig genesen fände.

Ich war natürlich über diese Reise im Geheimen sehr erfreut, hatte ich doch nun Zeit, um möglicherweise eine Entdeckung zu machen.

Doch ließ ich mir davon nichts merken, als er am andern Tage Abschied nahm, drückte ihm vielmehr das lebhafteste Bedauern aus, meinen sorgsamen Arzt zu verlieren, und stellte mich noch etwas matter, als ich mich an diesem Morgen wirklich fühlte.

Es war das miserabelste Reisewetter, welches man treffen kann, einer jener stürmischen, unfreundlichen Regentage, welche mir unter Italiens Himmel stets unerträglicher dünkten, als anderswo, und auf meine damalige Nervosität einen völlig deprimirenden Einfluß ausübten.

Während Signora Puzzolini ihre gewohnte Siesta hielt, ich also vor ihrer Ueberraschung sicher war, begann ich eine eingehendere Unter-

suchung meines Zimmers, als ich bis jetzt für räthlich gehalten.

Doch war auch sie ohne Erfolg. Die Feder, welche das Gemälde beweglich machte, mußte entweder so geschickt verborgen sein, daß nur eine kundige Hand sie zu finden vermochte, oder sie war überhaupt nur von draußen zu finden.

Erwartungsvoll hoffte ich auf die Nacht, doch mein geheimnißvoller Besuch kam nicht wieder.

Am anderen Tage strahlte die Sonne von einem wolkenlosen Himmel hernieder. Balsamische Düfte der Blumen erfüllten die Luft.

Ich vermochte dem Wunsche, diese herrliche Luft im Freien zu athmen, nicht zu widerstehen und sprach meinen Wunsch der Signora aus.

Sie widersetzte sich zwar Anfangs, gab aber dann nach und schickte mir den Diener, der mir beim Aufstehen helfen sollte. Ich nahm des übrigens gar nicht ungeschickten, aber taubstummen Menschen Hilfe an, obgleich ich sie nicht bedurfte, und humpelte dann von ihm unterstützt in den Garten.

Dort lag ich mit kurzer Unterbrechung während der Mittagsstunden auf einer vorsorglich mit Kissen bedeckten Gartenbank.

Die Luft stärkte meine Nerven wunderbar,

ich las und träumte — träumte und las. Dazwischen plauderte ich mit der Signora, welche sich über mein besseres Befinden außerordentlich freute, und beantwortete ihre etwas neugierigen Fragen nach meiner Familie und meinem früheren Leben offener, als ich bei es jeder andern mir nicht ganz nahe stehenden Person gethan haben würde.

Nachdem die Signora so ziemlich über mich au fait war, erschien sie mir werkwürdig unruhig und mehr als einmal kam es mir vor, als wünsche sie mir etwas anzuvertrauen und finde doch nicht den Muth dazu.

Ich ermunterte sie, so viel ich es indirecterweise vermochte, doch weiter ging ich nicht, weil ich es mir stets zum festen Grundsatz machte, das Vertrauen Anderer an mich herankommen zu lassen, und zügelte meinen lebhaften Wunsch, ihr durch eine directe Frage zu Hilfe zu kommen, welcher durch die Ahnung, ihre Mittheilung werde jene geheimnißvolle Erscheinung betreffen, erregt wurde — nicht ohne ernstliche Willensanstrengung. Sie mochte wohl auf eine Frage gehofft haben, denn sie schien unwillig zu sein und erhob sich schweigend.

Bis der Diener mich hineinführte, ließ sie sich nicht wieder blicken.

Der Abend war so wunderschön, als der Tag gewesen, und es kam mir härter an als je, als die Signora zur bestimmten Zeit wie gewöhnlich erschien, um meine Läden zu schließen.

Inständig bat ich sie, mir doch nur dies eine Mal den Genuß zu gestatten, die Schönheit des nächtlichen Firmamentes zu betrachten und mich der von süßen Düften erfüllten wonnigen Nachtluft zu erfreuen.

Anfangs berief sie sich wie gewöhnlich auf den strengen Befehl des Gatten, gab aber, ohne daß ich nöthig gehabt meine Bitte noch einmal zu wiederholen, einem plötzlich auftauchenden Gedanken folgend nach, und wünschte mir lächelnd eine gute Nacht, sich meinem lebhaft geäußerten Danke durch schleunige Entfernung entziehend.

Auf einem Ruhebett in der Nähe des offenen Fensters liegend, genoß ich das lang entbehrte Vergnügen mit einem unaussprechlichen Entzücken, zu dem wohl auch die nie so wie heute gefühlte Wiederkehr der Kräfte einen guten Theil beitragen mochte.

Ermüdet von der Luft mochte ich endlich eingeschlafen sein, denn als ich leicht fröstelnd wieder

erwachte, war der Mond, dessen goldne Sichel vorher im blauen Aether schwamm, nicht mehr sichtbar. Das nächtliche Dunkel war tiefer geworden, obgleich die Sterne heller strahlten, und aus dem Myrthengebüsch hervor klangen die sehnsuchtsvollen Liebesklagen der Nachtigallen.

Ich richtete mich empor und hinkte zum Fenster, um es zu schließen.

Die Pendule schlug Mitternacht.

Schon streckte ich die Hand nach dem Fenster aus, doch sie blieb auf halbem Wege schweben — denn dort drüben über die Terrasse glitt dieselbe weiße Gestalt, die ich in jener Nacht neben meinem Bett gesehen. Doch war sie diesmal nicht unbeweglich, denn sie streckte bald hier, bald da die weiße Hand nach einer Blume aus, um sie zu pflücken. Das war also das Gespenst, welches in dem einsamen Hause spuken sollte? Ein interessanter Spuk fürwahr! Ich hatte nun gleich von Anfang an so etwas vermuthet und war gerade darum so eifrig darauf aus, das Geheimniß zu lösen. Mir schien, der weiße Schleier war zurückgeschlagen, und ich glaubte ein bleiches Gesicht zu erkennen, dessen dunkle Augen sich plötzlich nach meinen erhellten Fenstern richteten.

Doch war die Entfernung immerhin zu groß, um mit Bestimmtheit zu sagen, ob ich mich nicht täusche.

Blickte sie aber herüber, so mußte sie mich gesehen haben, und — da, richtig es war kein Zweifel, ich hatte mich nicht getäuscht, sie hatte mich gesehen und wendete sich um zu entfliehen, zwei dunkle Schatten folgten ihr. Eine Secunde noch sah ich sie, dann verschwand sie hinter einer hohen Lorbeerhecke.

Sollte ich diese Gelegenheit, das Geheimniß, welches sich hier verbarg, zu enthüllen, vorübergehen lassen? Vielleicht traf ich es nie wieder so günstig — nein, ich war entschlossen, die Bekanntschaft dieses seltsamen Gespenstes, das so menschlich seufzen und Blumen pflücken konnte, zu machen.

Das Fenster war niedrig und mußte selbst mir, unbeholfen wie ich war, wenig Schwierigkeit des Hinausgelangens bieten.

Gedacht, gethan. Ich stand draußen und verfolgte nun so eilig und so geräuschlos ich vermochte, die Richtung, in welcher ich die Gestalt verschwinden sah.

An die Hunde dachte ich in dem Momente nicht, wenn ich mich aber auch an sie erinnert

hätte, würde ich keine Besorgniß gehegt haben, da wir ja Freundschaft geschlossen hatten und die beiden wilden Thiere gegen mich sanft wie Lämmer waren. Doch sah und hörte ich nichts von ihnen.

Mein Gespenst schien aber auch verschwunden. Vergebens durchforschten meine Augen das nächtliche Dunkel, trotz aller Anstrengung vermochten sie keine weiße Gestalt zu entdecken.

Ich humpelte wohl eine volle Stunde nach allen Richtungen in dem Garten umher und ließ mich endlich todmüde auf eine Bank nieder, um erst ein wenig auszuruhen, ehe ich mich auf den Rückweg nach dem Hause machte und das etwas schwierigere wieder zum Fenster Hinaufklettern unternahm.

Von dem Hause war von meinem Platze aus nichts zu sehen, es war hinter dem dichten Gebüsch und den hohen Lorbeer- und Taxushecken, die den Garten durchzogen, meinen Augen entrückt.

Tiefste Stille umgab mich, selbst das Lied der Nachtigallen war momentan verstummt.

Da unterbrach ein fernes Knistern die Stille. Das Geräusch ward stärker, irgend ein Thier

drang schnaufend und keuchend durch die brechenden Zweige des Gebüsches, und mit weitem Satze sprang aus dem Dunkel hervor die zottige Gestalt eines riesengroßen Hundes, beschnupperte mich murrend und blieb vor mir stehen, ohne indeß Miene zu irgend einer Feindseligkeit zu machen.

Ich erkannte meinen Freund Kastor, der durch einige weiße Flecken von seinem ganz schwarzen Bruder Pollux leicht zu unterscheiden war.

Leise seinen Namen rufend, streckte ich die Hand nach ihm aus.

Allein er schien nicht Verlangen nach der gewohnten Liebkosung zu hegen, der er doch sonst seinen dicken Kopf gar willig entgegenstreckte, er rührte sich nicht einmal.

Ich erhob mich und wäre beinahe rücklings niedergesunken, denn Freund Kastor stand im Nu aufrecht vor mir, seine gewaltigen Tatzen auf meinen Schultern, und in der geöffneten Schnauze zeigten sich die spitzen Zähne, als er ein gedämpftes zwar, doch nicht minder drohendes Murren hören ließ.

Ich war sein Gefangener trotz aller seiner Freundschaft für mich, die wahrscheinlich nur für den Tag galt.

Resignirt sagte ich — „Kusch Dich, Kastor, und gieb Dich zufrieden. Ich laufe Dir nicht davon.“

Das kluge Thier schien mich zu verstehen, es ließ von mir ab, wedelte ein wenig mit dem Schweife, drückte seine kalte Nase ganz freundschaftlich gegen meine Hand und setzte sich fein ehrbar ruhig vor mir hin, mich jedoch nicht einen Moment mit den phosphorisch leuchtenden Augen verlassend.

Ich hatte mich ebenfalls niedergelassen und erwog sehr unbehaglich die Möglichkeit, hier die Nacht zubringen zu müssen, wenn es Kastor nicht beliebe, mich freizugeben, was ich stark bezweifelte.

So saßen wir einige Zeit, mir dünkte sie sehr lang, uns in gegenseitiger Beobachtung gegenüber, als plötzlich ganz in der Nähe eine weiche helle Stimme rief: „Kastor, Kastor! Wo steckst Du denn?“

Der Hund sprang auf und gab einen Laut von sich, der zwischen Murren und Geheul schwankend die Rufende wahrscheinlich benachrichtigte, daß er in der Nähe sei, aber wie wenig er im Augenblicke Lust habe, zu ihr zu kommen.

Die Stimme rief lachend, und es war ein

reizendes, lieblich klingendes, silbernes Lachen, das nur aus einem schönen Munde kommen konnte. — „Du ungezogener Hund, hast gewiß wieder einen unglücklichen Igel aufgespürt, laß doch das arme Thier in Ruhe und komm, komm Kastor, sei artig!“

Wer nicht kam, war Kastor, er trotzte sogar, denn er gab nicht einmal Antwort.

Ungeduldig erklang die Stimme wieder: „Na warte nur, Du Bösewicht! Pollux, hole den Kastor!“

Ein Brechen in den Zweigen, ein Satz, und der zweite Hund stand vor mir. Da er mich jedoch ohne Zweifel schon lange gewittert hatte und nur die Gebieterin nicht verlassen wollte, mich auch so gut von seinem Bruder bewacht fand, glaubte er sich wohl einige Freundlichkeit gegen mich gestatten zu dürfen, denn er legte schweifwedelnd seine Pfote auf meine Knie und ließ sich geduldig streicheln. Dann sprang er fort.

„Nun, Pollux, was soll das heißen? Wo ist Kastor? Du, nimm Dich in Acht! Wenn auch Du ungehorsam wirst, so muß Papa Puzzolini Dich mit sammt Deinem Bruder in die Cur nehmen, wenn er heimkommt.“

Der Hund schien genau zu wissen, was diese Cur besagen wolle, denn er beantwortete die Drohung durch ein um Verzeihung bittendes Winseln.

„Schon gut —“ sprach die Stimme wieder, „bessere Dich lieber, statt zu winseln. Komm, wir wollen Kastor holen.“

Klopfenden Herzens wartete ich. Doch erschien mir die Dame nicht so schnell, als ich erwartete, sie mußte wohl einen kleinen Umweg machen, da Pollux ihr klugerweise nicht durch das dichte Gebüsch den Weg zeigte, den er vorher gekommen war.

Endlich sah ich den Hund langsam daherkommen, dicht gefolgt von der weißen Gestalt. Ich saß verborgen in dem tiefen Schatten der Taxushecke und so erblickte sie mich nicht früher, als bis sie dicht vor mir stand.

Sie stieß einen leisen Schrei aus und wendete sich, um zu fliehen.

Ich war, meinen Wächter vergessend, aufgesprungen um ihr zu folgen, fand aber, ohne daß sie zu directen Feindseligkeiten übergegangen wären, diesmal beide Hunde mir gegenüber, mit gesträubtem Haar und geöffnetem Rachen unter drohendem Murren den Weg zu ihr versperrend.

Ich rief flehend: „Fürchten Sie sich nicht, Signorina! Fliehen Sie nicht! Ich beschwöre Sie! Es ist kein Fremder, ich bin es, jener junge Mann, der von Signor Puzzolini hier aufgenommen und verpflegt ward.“

Sie war in einiger Entfernung stehen geblieben und kehrte langsam zurück. Der weiße Muslinschleier wallte hinter ihr nieder und verbarg nicht mehr das wundervolle Ebenmaß der schlanken, biegsamen Gestalt, und als sie mir endlich gegenüberstand, vermochte ich im Sternenlichte die edlen Züge ihres reizenden, kindlich anmuthigen Gesichtes zu erkennen.

Ganz ohne Schüchternheit stand sie vor mir und reichte mir über die Hunde weg, die sich ängstlich, wie um sie zu beschützen, zwischen uns drängten, die kleine Hand, indem sie mit lieblichem Lächeln zu meiner Ueberraschung in geläufigem Deutsch sagte: „Wie dumm von mir, mich zu fürchten. Ich konnte es mir doch gleich denken, daß es niemand Anders als Du sein konnte, jeden Fremden hätten die Hunde zerrissen. Du bist also wieder ganz gesund? Das freut mich. Ich sah Dich heute schon im Garten, ach! Wie gern wäre ich zu Dir gekommen, statt zu schlafen wie sonst, aber Mama wollte es

nicht dulden. Weißt Du, es ist schrecklich langweilig, immer allein oder mit den beiden alten Leuten zu sein. Früher wußte ich es nicht besser, und daß es so junge Menschen giebt wie Du, dachte ich gar nicht. Ich glaubte immer, alle Leute wären so alt als meine Umgebung, und konnte mich nicht genug wundern, als ich Dich und Deinen Diener sah. Aber Mama sagte mir, Du kämest aus einer ganz andern Welt, in der es auch gar viele Menschen gäbe, und in der ich niemals leben würde. Das machte mich eigentlich ganz traurig, und als Mama mir dann verbot, mich vor Dir sehen zu lassen und Dich zu sehen, ward ich sehr böse. Ich bin aber doch entwischt und habe Dich gesehen, so viel mir beliebte. Mehrere Mal bin ich des Nachts in Deinem Zimmer gewesen, um Dich, während Du schliefst, zu betrachten. Aber warum sprichst Du denn nichts?" — unterbrach sie selbst ihr holdes kindliches Geplauder, dem ich mit äußerster Ueberraschung über dessen Eigenart zuhörte. „Du bist doch nicht taubstumm, wie der alte Marco, denn Du sprachst ja vorher, bist Du mir böse?"

„O nein, Signorina, wie sollte ich? Wer möchte solch' holdem schönen Wesen zürnen!"

„Hold? Schön? Was ist das?“ fragte sie mit naiver Verwunderung.

„Es ist der Reiz, die Anmuth des Aeußern. Die Rose zum Beispiel, Signorina, welche Sie da am Busen tragen, ist schön.“

„Eine Blume? O ja, das weiß und begreife ich, aber — bist Du hold und schön?“ fragte sie neugierig.

„Hold? O nein, nichts weniger!“ lachte ich — „und schön? Hm! Man nennt mich bisweilen so, aber das ist etwas ganz Anderes. Nicht neben Ihnen bin ich es, kein Mann kann sich mit einer Dame wie Sie in dieser Beziehung messen. Doch sagt Ihnen denn das Ihr Spiegel nicht?“

„Spiegel? Den kenne ich nicht. Ich kenne Niemand als Puzzolini und seine Frau, die ich Mama nenne, weil sie an Stelle meiner Mutter, die ich nicht kannte, und die gestorben ist als ich geboren ward, mich pflegte und erzog. Dann den alten Marco mit seiner Frau Cecca, den Pater Giralomo und — die schwarze Dame“ — sie sah sich furchtsam um, als sie die Dame nannte, „diese Alle aber sagten mir nie, daß ich hold und schön sei. Ich verstehe aber jetzt ganz gut, was Du damit meinst und freue mich sehr,

denn ich bin wohl damit zufrieden, wenn ich noch schöner bin als Du, denn Du gefällst mir sehr gut."

Das Blut stieg mir bis zu den Schläfen empor. Niemals hatte ich etwas gehört, was mich auch nur annähernd mit einer so beseligenden Zufriedenheit erfüllt hätte, als dies naive Geständniß des jungen Mädchens, das so weltfremd und ohne alle Kenntniß der in ihr geltenden Sitten und Gebräuche aufgewachsen war, daß sie Alles, was ihr reines Herz empfand, ohne Scheu aussprach.

Schon in diesem Augenblicke stand es in mir fest, daß ich, es koste was es wolle, mir diese reine Blume erringen müsse, um sie vor den rauhen Berührungen der Welt zu bergen an meinem Herzen, das ihr in ungestüm aufwallender Liebe entgegen zu schlagen begann.

Ich ergriff ihre Hand und zog sie ehrerbietig an meine Lippen. Doch schon das erschreckte sie. Sie zuckte zusammen, und mir die Hand entziehend, rückte sie von mir weg an das Ende der Bank, auf der wir, mit den Hunden zu unseren Füßen, die, seit mir die Gebieterin die Hand gereicht, alles Mißtrauen gegen mich aufgaben, Platz genommen hatten.

Ich schalt mich selbst, daß ich ihr Scheu eingeflößt, und um ihr dies vergessen zu machen, zog ich mein Taschennessecaire heraus, das einen jener Spiegel enthielt, welche das ganze Gesicht des Beschauers en miniature wiedergeben. Mir war jetzt auch der Mangel eines Spiegels in meinem Zimmer erklärt, wahrscheinlich gab es im ganzen Hause kein dergleichen Möbel. Wozu man aber eine solche Maßregel für nöthig gehalten, war mir nicht minder als Alles, was ich bis jetzt gehört, ein Räthsel.

Es war doch zu dunkel, um viel zu sehen, als ich meiner Gesellschafterin mit den Worten: „Das, Signorina, ist ein Spiegel" — den kleinen Gegenstand hinhielt.

Dennoch sah sie genug, um einen Schrei freudigen Erstaunens auszustoßen, als sie darin einen Schimmer ihres reizenden Antlitzes erblickte.

„Ach! Wie das seltsam ist! O, darf ich es bis morgen behalten, um am Tage hinein zu schauen? Das ist wie ein Fenster und doch anders, so viel, viel hübscher."

„Sie dürfen das Etui ganz behalten, wenn Sie es annehmen wollen, Signorina. Nur zeigen Sie es der Signora nicht, sie würde böse werden und mich schelten."

Sie lachte belustigt auf. — „Schelten? Dich schelten?“ rief sie — hielt aber plötzlich inne und fuhr mit auffällig sinkender Stimme fort: „Ach ja, sie könnte es doch wohl, und das thut mir recht leid, daß sie das thun darf. Als ich Dich zuerst sah, und bis jetzt glaubte ich, Du seiest meines Gleichen, von hoher Geburt wie ich, und nun —“ sie hielt inne und stand auf.

Doch that sie dies nicht, als wolle sie schüchtern mich fliehen, sondern mit einer würdevollen stolzen Geberde, als zieme es ihr nicht mit mir, den sie aus Gott weiß welchem Grunde nicht mehr für ebenbürtig hielt, so nahe und vertraulich zusammen zu sitzen.

Die Art von Erziehung, welche man hier beliebt hatte, wurde mir immer räthselhafter. Welchen Zweck verfolgte man, indem man sie nicht nur ohne Kenntniß der Welt und ihrer Gebräuche, sondern auch ohne Kenntniß ihrer eigenen Schönheit aufwachsen ließ, und ihr dennoch das Köpfchen mit dem Bewußtsein einer edlen Geburt und der tiefen Kluft, welche sie von Niedriggeborenen trennte, anfüllte.

Nach kurzer Pause fragte ich: „Was veranlaßt Sie, anzunehmen, daß meine Geburt nicht von der Art sei, welche Sie Anfangs glaubten?“

„Du selbst bist die Veranlassung. Wie anders dürfte sonst Signora Puzzolini, die Frau eines Dieners, es wagen Dich zu schelten?“

„Und Sie? Gebietet sie Ihnen, schilt sie Sie nicht auch?“

„O, das ist etwas Anderes. Mich erzog sie, bei mir vertritt sie die Stelle meiner todten Mutter, ihr ward von meiner Großmutter eigens das Recht dazu gegeben, denn sonst dürfte sie es nicht thun. Und außerdem beweist auch Deine Art mit mir zu sprechen, daß Du tief unter mir stehen mußt. Du nennst mich Signorina und — Sie. — Die schwarze Dame aber — die einzige Person meines Standes, welche ich kenne, nennt mich Du und bei meinem Namen.“

„Das sind sehr precäre Beweise, Signorina“ — erwiederte ich lächelnd, „Signora Puzzolini hätte unter allen Umständen, und wäre ich ein König, das Recht, mich zu schelten, daß ich mich wider ihren Willen und um diese Stunde hier in dem Garten befinde, Ihnen gegenüber, die ich sicher und gewiß nicht sehen soll. Sie mag die Frau eines Dieners sein, doch ist ihr Gatte nicht der meine, schon das macht einen großen Unterschied. Daß ich Sie nun bei Ihrem Titel und mit dem ceremoniellen Sie anrede, ist in

meiner Welt Sitte, kein Mann darf eine Dame mit Du anreden oder auch nur bei ihrem Taufnamen nennen, er sei denn ihr naher Verwandter. Außerdem weiß ich ja auch Ihren Namen nicht."

„Ich heiße Angela —" erwiederte sie hastig.

„Ah! Ein schöner Name, und passend für Sie wie kein anderer. Doch um Ihre Zweifel zu beenden, erlauben Sie mir Signorina Angela, daß ich mich Ihnen in aller Form der draußen in der Welt geltenden Sitte vorstelle." Ich verbeugte mich tief und nannte ihr meinen Namen. Zum ersten Male in meinem Innern eine recht innige Befriedigung über dessen Alter und edlen Klang empfindend.

Sie nahm mit einer königlichen Würde die Vorstellung an, sagte aber einfach: „Es freut mich, daß mein erstes Gefühl das richtige war. Ich lerne heute sehr viel Neues und Sie müssen mir schon verzeihen, Signor Graf, wenn ich in meiner Unkenntniß der Weltsitten Ihnen nicht so erwiedere, wie jene es wohl fordern. Bitte, sagen Sie mir, was ich meinerseits nun zu thun habe.

Habe ich Recht, wenn ich annehme, daß ich nun Ihnen meinen vollen Namen nennen sollte?"

„Nein, Signorina, Sie sind dazu nicht gezwungen, Sie dürfen es thun, wenn Sie wollen, aber es ist nicht nöthig, die Damen haben Vorrechte vor den Männern. Das, was ich am meisten wünsche, ist, daß Sie mir nicht so förmlich begegnen, sondern mich so anreden möchten, wie Sie es bisher gethan."

„Das kann ich nicht mehr. Ich weiß jetzt durch Sie, daß es Unrecht war. Sie sind ja nicht mein Verwandter."

„Aber ich könnte es werden, Angela, wenn Sie wollten. Inzwischen" — ich bezwang gewaltsam die auflodernde Leidenschaftlichkeit — „denken Sie sich, ich sei Ihr Bruder. Meinen Sie nicht, daß es ein unendlich süßes Gefühl sein müßte, einen Bruder zu haben? Ich mindestens habe mich immer nach einer Schwester gesehnt."

„O, ich auch!" rief sie, den Gedanken mit Lebhaftigkeit ergreifend — „eine Schwester haben, das muß ganz entzückend sein. Ein Bruder aber — ach, das wäre wohl auch gut, doch — würde man denn das, was Du da vorschlägst, in Deiner Welt, in der so seltsame Sitten zu herrschen scheinen, billigen?"

„Was kümmert uns jene Welt, Schwester

Angela" — rief ich ungestüm — „wir leben jetzt hier in der Deinen, und wenn wir einst — ich schwöre es! — gemeinsam hinaustreten, so wird man auch die allerengste Vertraulichkeit zwischen uns nicht tadeln."

„Ich verstehe Dich zwar nicht ganz, Bruder Eugene" — erwiederte sie, ihre Hand vertrauensvoll in die meine legend — „aber ich fühle, daß Du es gut mit mir meinst und so will ich Deine Schwester sein. Ach! Wie herrlich es ist, mit Dir plaudern zu dürfen. Nie hätte ich geglaubt, daß man so glücklich sein kann! Es ist doch eigentlich recht abscheulich von Mama, daß sie mir nicht gestatten will, Dich zu sprechen. Es kann wohl sein, daß es in Deiner Welt viel böse Menschen giebt, aber Du bist gewiß gut und — Heilige Madonna! Jetzt fällt es mir ein! Was wird sie sagen, wenn sie hört, daß ich ihr ungehorsam gewesen?!" Sie schlug die Hände zusammen und ließ betrübt den Kopf sinken.

„Mußt Du es ihr denn sagen, Angela?"

„Natürlich! Ich werde doch nicht lügen!" rief sie ganz entrüstet. „Lügen ist abscheulich, ist eine große, schwere Sünde! Ist das vielleicht auch Sitte in Deiner Welt?"

„Sitte nicht, aber viel in Gebrauch —" er-

wiederte ich lächelnd über die allerliebste Impertinenz ihrer Frage, setzte aber sogleich ernst hinzu: „Doch sei es fern von mir, Dich zu etwas Unrechtem anleiten zu wollen. Schweigen ist noch nicht lügen, meine liebe Schwester, und wenn Du darüber schweigst, daß Du mich gesprochen hast, so begehst Du um so weniger Unrecht oder gar Sünde, da die Signora es doch später aus meinem eignen Munde vernehmen soll, sobald ich nur einigermaßen in den eigenthümlichen Verhältnissen klar sehe, die hier obwalten müssen. Der Signora liegt augenblicklich wohl nichts ferner, als der Gedanke, uns zusammen zu wissen, so wird ihr nicht einfallen, Dich zu befragen, sie wähnt uns wohl Beide schlafend."

„Nein, mich wenigstens nicht. Sie selbst schläft, aber ich pflege stets, wenn es das Wetter gestattet, den größten Theil der Nacht im Freien zu verleben, da ich mich am Tage nicht außerhalb meiner Zimmer zeigen darf, die, seit Du hier bist, auch am Tage durch Sommerläden verschlossen sind."

„Warum diese Gefangenschaft?"

„Ich weiß es nicht. Es war immer so."

„Gab man Dir niemals einen Grund dafür an?"

„O ja, man sagte mir, ich besitze mächtige Feinde, welche mich verderben würden, wenn sie um meine Existenz wüßten.“

„Sagte die Signora das?“

„Nein, sie nicht. Sie sagte, es sei Befehl der schwarzen Dame. Von mir befragt, gab diese mir die Antwort.“

„Soll das denn stets so bleiben?“

„Nein. Wenn ich einundzwanzig Jahre zähle, werde ich in einem Kloster aufgenommen, und — doch da ist schon die Morgendämmerung Ach, wie schade! Wie kurz war doch diese Nacht. Ich muß in das Haus —“

„O, ich bitte, bleib' nur noch einen Augenblick, liebe Schwester Angela. Ich muß noch mehr über Deine Verhältnisse hören.“

„Nein, heute nicht. Ich habe versprochen, nie länger als bis zur Morgendämmerung hier zu bleiben, sein Wort aber muß man stets halten, auch wenn es uns nicht gefällt. Komm heute Nacht wieder heraus, dann können wir weiter plaudern, und ich will Dir Alles sagen, was ich über mich weiß, vorausgesetzt, daß auch Du mir recht viel von Dir erzählst, Bruder Eugene.“

„Gewiß, theure Angela, mit Freuden will ich

das thun, wenn ich nur heraus kann. Hoffentlich schließt die Signora die Läden nicht, denn sonst wäre ich gefangen, da Marco jeden Abend die Corridorthür abschließt, wie ich immer höre. Könnte ich dann nicht durch das Bild des venetianischen Nobile aus meinem Zimmer hierher gelangen?"

„Ah! Woher weißt Du um die geheime Thür?" fragte sie überrascht.

Ich sagte es ihr, und sie wunderte sich sehr, da sie mich immer schlafend glaubte, wenn sie mich besuchte.

„Durch das Bild kannst Du nicht hierher gelangen, es sei denn durch die Zimmer der Signora und die meinen —" setzte sie dann hinzu.

„Nun gleichviel. Kommen werde ich und sollte ich einen der Läden erbrechen," erwiederte ich entschlossen, ihr zum Abschied die Hand reichend, als wir in die Nähe des Hauses gelangt waren.

Von den Hunden umkreist, die sich zu mir gesellten, als Angela hinter einer Thür verschwunden war, die sie hinter sich verschloß, gelangte ich wieder zur Vorderseite des Hauses. Sie sahen mir sehr gravitätisch zu, wie ich mühsam genug wieder in mein Fenster hineinkletterte.

Dann hörte ich sie das Haus umkreisen, als ich mich auf meinem Bett umherwarf, ohne die Ruhe, der ich bedurfte, finden zu können. Das auf- und niederfluthende Chaos von Gefühlen und Gedanken in meiner Seele verhinderte den Schlummer, sich meiner zu bemächtigen.

Endlich siegte doch die Erschöpfung des noch schwachen Körpers über den widerspenstigen Geist, ich entschlummerte und erwachte erst, als die Mittagsstunde sich nahte.

Bestürzt erhob ich mich und überlegte, was ich der Signora sagen wolle, wenn sie sich über diese gar nicht mit meinen sonstigen Gewohnheiten übereinstimmende lange Nachtruhe wundere. Es stieg ein bitteres Gefühl von Scham in mir auf, daß ich die gute Frau, welche mich so freundlich bei sich aufnahm und so mütterlich für mich sorgte, hintergehen wollte und mußte, und ich sah fast mit Angst dem Augenblicke entgegen, wo ihre tiefen Augen mit dem seelenergründenden Blick auf den meinen ruhen sollten.

Ich hatte mich umsonst gesorgt. Marco machte mir durch Zeichen, auf die er sich vortrefflich verstand, bemerklich, daß die Signora heute unwohl sei und ihr Zimmer nicht verlassen könne.

Erleichtert athmete ich auf und verbrachte den Tag, so gut es gehen wollte, mit Schlafen und Lesen, doch wußte ich mich später nicht mehr eines Wortes von meiner Lectüre zu erinnern, da meine Gedanken über Alles hinweg immer wieder zu der holden Angela und ihrem räthselvollen Dasein zurückkehrten. Wenn ich jemals ein Buch schreiben sollte, so wünsche ich mir aufmerksamere Leser, als ich an jenem Tage und in der ganzen folgenden Zeit war.

Endlich kam die heiß ersehnte Nacht. Ich hörte Marco zur gewohnten Stunde die Corridorthür schließen, und jubelte, denn er hatte die Läden meines Zimmers vergessen. Der Weg zum Garten stand mir offen. Nachdem ich vorsichtig noch einige Zeit gewartet, da ich fürchtete, er könne zurückkehren, verlöschte ich wie gestern meine Lampe, verriegelte meine Thür und ließ mich hinabgleiten in den Garten.

Es war kaum zehn Uhr vorüber, jedoch meine Sehnsucht spiegelte mir die Hoffnung vor, Angela werde heute früher kommen, als sonst ihre Gewohnheit sein mochte. Ich eilte hinüber nach der andern Seite des Hauses, kam aber zu früh, die Thür zur geheimen Treppe war noch ver-

schlossen und vor derselben saßen wartend, wie ich, die beiden Hunde.

Diesmal bewillkommte mich ein freundliches Winseln und Schweifwedeln von Beiden, und Pollux kam sogar auf mich zu, um freundschaftlich seine kalte Nase an meiner Hand zu reiben.

Ich setzte mich in der Nähe der Thür auf eine Bank und wartete. Die Zeit wurde mir lang und länger, kein Zeichen des Lebens, kein Lichtschimmer verrieth, daß in dem Hause irgend wer noch wache. Schon fürchtete ich, Angela sei gewaltsam verhindert zu kommen, als sie endlich dreißig Minuten vor Mitternacht erschien.

Ich eilte ihr freudig entgegen und erstaunte über die Veränderung in ihrem Aeußern. Der weiße Schleier war verschwunden, sie trug das reiche, helle Haar, mir schien es goldblond zu sein, in langen Locken auf die züchtig wie gestern verhüllten Schultern niederfallend. Eine Perlenschnur war hineingeflochten und über dem linken Ohr steckte eine thaubenetzte Rose, eine gleiche Blume steckte in dem Gürtel.

Sie sah entzückend aus und freute sich sichtlich meiner Ueberraschung. Ohne Zögern legte

sie die kleine Linke in den Arm, den ich ihr bot, und wandelte mit mir nach einem Bosket, wo wir uns niederließen, von den Hunden gefolgt und bewacht.

Sie sagte mir, daß sie glücklicherweise nicht über ihre gewöhnliche Nachtpromenade gefragt worden und so ohne Zwang meinen Rath des Schweigens habe befolgen können, nur sei sie aus Besorgniß für die Signora, welche oft an Kopfgicht leide, nicht früher herausgekommen. „Sie schalt mich endlich und jagte mich fort, weil ich, wie sie meint, krank werden könnte, wenn ich meine gewohnte Bewegung entbehre," setzte sie hinzu.

„Sie schalt?" fragte ich neckend, „darf sie denn das, die Dienerin?"

„O, Du weißt es ja, sie darf, was keinem Andern erlaubt ist. Ich liebe sie wie eine Mutter, sie sorgte stets als solche für mich, sie nennt mich Du und auch nur Angela, nicht prinzipessa wie die Anderen. Ich selbst habe ihr das erlaubt," setzte sie geheimnißvoll hinzu, „Du darfst das aber ja Niemand weiter sagen. Die schwarze Dame würde sehr böse sein, wenn sie davon erführe. O, sie ist schrecklich stolz, und wenn sie da ist, darf Papa Puzzolini nie anders

als tief gebückt zu mir reden, und die arme liebe Mama fiel gar einmal in Ohnmacht, als sie mir und der schwarzen Dame zwei lange Stunden stehend vorlesen mußte, weil die schwarze Dame es nie leidet, daß sich Jemand in ihrer oder meiner Gegenwart setzt."

Mir fiel es doch etwas schwer auf das Herz, als ich erfuhr, sie sei eine Prinzessin. Für so hoher Geburt hatte ich sie nicht gehalten, sondern gemeint, sie sei wahrscheinlich jene angeblich gestorbene Tochter der Marchesa di Valeri, deren Schatten hier umgehen sollte.

Meiner Ueberraschung Worte gebend, versetzte ich: „Daß Du, wie ich jetzt hörte, eine Prinzessin bist, ist mir gar nicht lieb, Schwester Angela."

„Warum nicht? Ich bin sehr damit zufrieden. Es ist angenehm, sich solch hoher Geburt zu fühlen und auf eine lange Reihe von Vorfahren der gleichen edlen Geburt zurückblicken zu können."

„Das bezweifle ich gar nicht, aber ich bin damit nicht zufrieden, daß ich nicht den gleichen fürstlichen Titel Dir bieten kann. Ganz gleich sind wir uns nun doch nicht, wie es sich für Geschwister schickt."

„O, das macht nichts aus —“ rief sie eifrig. „Wer will es mir denn wehren, wenn ich mir den Bruder auch eine Stufe niedriger, als ich selbst stehe, suche?“ und sie warf mit einer Bewegung stolzen Trotzes das Köpfchen in den Nacken.

„Niemand vielleicht. Doch soll das Weib zum Manne emporschauen, das Gegentheil ist Unnatur —“ erwiederte ich etwas schroff, denn ich fühlte mich wider Willen verletzt.

So viel war wohl mein altes deutsches Grafenthum noch werth als der Fürstentitel eines jener italienischen Fürsten ohne Land, deren es in Menge in Italien giebt.

Sie bemerkte mein Verletztsein sofort, denn sie blickte mich überrascht an, dann glitt sie von der Bank nieder, setzte sich in den Sand zu meinen Füßen und mit unbeschreiblicher Anmuth, aufblickend, sagte sie: „Jetzt, Bruder Eugene, blicke ich zu Dir hinauf, ist es so recht?“

Schnell versöhnt und gerührt über diese echt weibliche Demuth bog ich mich nieder, und mit meinen Lippen ihre Locken streifend, zog ich sie empor, indem ich sagte: „Nicht doch, süße Angela, das wäre mein Platz vor Dir, Du verstehst

wohl, daß meine Bemerkung nicht wörtlich zu nehmen ist?"

Sie lächelte schalkhaft und nahm wieder neben mir Platz.

„Doch nun sage mir" — fuhr ich fort, „wer ist jene schwarze Dame, von der Du sprachst?"

„Ich weiß es nicht. Mama sagt, sie wäre meine Großmutter und von ihr wie von Pater Giralomo hinge ganz mein Schicksal ab."

„Liebst Du sie denn? Und — liebt sie Dich?"

„Ich sie lieben? Puh! Nein, ich fürchte sie und vielleicht, nein ich glaube gewiß, daß ich sie hasse. Denn wenn sie da ist, bin ich immer gar nicht gut, es ist dann hier und hier etwas" — sie legte ihre Hand auf's Herz und dann auf die Stirn — „was ich sonst niemals fühle, als wenn ihre Nähe mich bedrückt, oder ich ihre harte, schneidende Stimme höre, oder wenn ihre kalten, grünen Augen mit dem unheimlich blitzenden eisigen Blicke auf mir ruhen. Wenn ich es nur wagte, so würde ich ihr sagen, wie unaussprechlich zuwider mir ihre Nähe ist, die alle guten Gefühle in mir in den äußersten Hintergrund meiner Seele drängt. Und sie mich lieben? Nein, das thut sie nicht, sie liebt wohl

überhaupt Niemand. Zwar hat sie einen großen Rosenkranz am Gürtel, ein Kruzifix auf ihrer Brust hängen, und in den wachsbleichen, magern Händen mit den dünnen, langen Fingern, die mir immer so schrecklich ähnlich den Beinen großer Spinnen, der einzigen Thiere die ich hasse, erscheinen, trägt sie stets ein Gebetbuch, aber dennoch glaube ich nicht, daß sie fromm ist. Nein, in Wahrheit, ich bin dessen gewiß, wenn man fromm ist, kann man Niemand mit so bösen Augen anschauen wie sie. Meinst Du nicht auch, Bruder Eugene? — Wenn ich so recht gebetet habe, dann liebe ich Alles, was mich umgiebt, noch einmal so sehr, und ich vermöchte in solchem Augenblicke nicht einem Thiere ein böses Wort zu sagen, denn mir ist, als ruhe Gottes Auge noch auf mir, und der Höchste werde mir zürnen über jeden minder guten Gedanken in meiner Seele. Aber sie, o, sie ist böse, sie hat ein schlechtes, grausames Herz. Denke Dir, einmal, als sie den ganzen Morgen in der kleinen Kapelle, welche Puzzolini mir eingerichtet und Pater Giralomo geweiht hat, auf den Knieen gelegen und gebetet hatte, trat sie an meiner Seite hinaus in den kleinen Saal, wo wir, wenn sie hier ist, zusammen speisen. Wie einer der

Hunde, wir hatten früher drei, hier hereingekommen, weiß ich nicht, genug, er war da und sprang, wie er immer that, ungestüm auf mich los. Dabei hätte er sie beinahe umgerissen, denn sie fiel taumelnd in einen Stuhl. Nie werde ich vergessen, wie fürchterlich sich ihr Gesicht verzerrte und wie grausam die grünen Augen funkelten. Sie sprang auf und riß an der Klingel. Den eintretenden Puzzolini fuhr sie fürchterlich an, schimpfte über seine Rücksichtslosigkeit und befahl ihm, den armen Cäsar durch Marco so lange peitschen zu lassen, als Jener den Arm rühren könne.

Ich bat, ich weinte, ja ich fiel ihr sogar zu Füßen, doch sie blieb hart wie Stein und dictirte mir als Strafe dafür, daß ich so gar keine Theilnahme für ihre durch den Schreck entsetzlich afficirten Nerven bewiesen, den Befehl, der Peitschung des Hundes beizuwohnen.

Es stieg heiß in meiner Kehle auf, die Thränen versiegten wie durch Zauber, festen Schrittes trat ich hinaus in den Hof, sie sollte doch nicht das Vergnügen haben, mich zittern zu sehen.

Als aber Marco mit einem um Verzeihung bittenden Blick auf mich den armen Cäsar zu schlagen begann, daß er laut aufschrie, ergriff

mich ein Gefühl, das ich vergeblich zu beschreiben suchen würde, ich ward fast blind, dann schwamm und tanzte Alles vor meinen Augen in einander. Das Klopfen meines Herzens wollte mich ersticken. Ich stieß einen Schrei aus, sprang hinzu, stieß Marco vor die Brust, daß er taumelte, entriß die Peitsche seiner Hand, schleuderte sie der schwarzen Dame vor die Füße, griff in das Halsband Cäsar's, der sich winselnd zu meinen Füßen wand, riß ihn empor und mit mir fort in mein Zimmer, das ich hinter mir verriegelte. All' dies war das Werk einer Minute, und athemlos, außer mir brach ich zusammen.

Stundenlang befahl, drohte, bat und flehte endlich die schwarze Dame, ehe ich es über mich gewinnen konnte, ihr gegen das feste Versprechen, den Hund nicht wieder schlagen zu lassen, zu öffnen.

Als ich es gethan und ihr gegenübertrat, erschrak ich, denn sie war bleich und ihre Glieder flogen wie im Fieber.

Reue ergriff mich, ich beugte mich über ihre Hand, und die Bitte um Verzeihung murmelnd, zog ich sie an meine Lippen. Abscheu ergriff mich, diese Hand war feucht und kalt wie ein

Reptil. Sie sagte nichts und Cäsar durfte sich unbeachtet hinausschleichen.

Als wir einige Zeit darauf im Gartenzimmer saßen, erschreckte mich plötzlich ein Schuß, der gerade vor den Fenstern fiel. Ich stürzte hin und schrie laut auf vor Entsetzen und Schmerz. Vor mir stand Puzzolini, die rauchende Büchse noch in der Hand und starrte nieder auf den armen Cäsar, der den brechenden Blick vorwurfsvoll und klagend auf ihn gerichtet, sich auf der Erde in Todeszuckungen wand.

Ich wollte hinausstürzen, da vertrat sie mir den Weg, und ihre harte Stimme schlug mit schneidender Schärfe an mein Ohr: „So bestrafe ich Deinen Trotz und Ungehorsam, merke Dir das für die Zukunft.“

Die Thränen, welche meine Augen füllten, flutheten zurück, meiner Aufregung folgte eine plötzliche Eiseskälte, ich blickte sie fest an und erwiederte wohl kaum minder schneidend und hart als sie: „Gewiß, Madame, ich werde es mir merken, seien Sie darüber außer Sorge. Diese That feiger Grausamkeit vergißt Ihnen Angela nie, und wenn Sie das, was sie bei jenem Anblick empfand, Ihnen je heimzahlen kann, so verlassen Sie sich darauf, sie wird es mit gleicher

Erbarmungslosigkeit thun. Für heute, Madame, entschuldigen Sie mich, ich bin nicht mehr in der Stimmung, Sie zu unterhalten."

Ich wendete ihr den Rücken und sie ließ mich gehen, ohne Versuch, mich zurückzuhalten, doch hörte ich sie murmeln: „Kleine Bestie! Ist es nicht, als ob man ihn hörte? Ja, sie ist die echte Tochter ihres Vaters. Nun warte nur, das stolze Blut wird wohl noch zahm werden!"

Ach! Es war wohl zahm genug, denn draußen verließ mich dieser stolze trotzige Muth, von dem ich nun nicht mehr begriff, woher er mir dieser von mir so gefürchteten Frau gegenüber gekommen. Mir war, als habe ein fremder Geist aus mir gesprochen, und auf mein Bett sinkend weinte ich bitterlich, und mehr als je beklagte ich das unglückliche Loos, das mir geworden, eine vater- und mutterlose Waise, abhängig von dem bösen Willen einer Frau, von dem Charakter der schwarzen Dame zu sein. Was nützt es mir, daß mich Puzzolini und seine Frau lieben als wäre ich ihr eigenes Kind, sie selbst sind die Diener Jener und hängen von ihrem Willen ab, in ihrer Gegenwart wagen sie doch nie die Liebe zu zeigen, welche wahrscheinlich augenblickliche Trennung für uns zur Folge

haben würde. Ist die schwarze Dame hier, so scheinen sie nur allein ganz das zu sein, wozu man sie ohne Zweifel bestimmte: meine Wächter und Diener. Ich selbst bin unwahr in diesem Falle und verläugne meine Liebe zu ihnen. Am andern Morgen war sie abgereist, und als ich aus dem kurzen Schlummer, in den ich mich endlich geweint, erwachte, kniete Papa Puzzolini an meinem Bett, um mich anzuflehen, ihn die grausame That zu verzeihen, zu der ihm der strenge, unerbittliche Wille der Gebieterin getrieben. —

Ich stieß ihn fort und wollte gar nichts mehr von ihm wissen. Da sagte er mir die fürchterlichen Worte, welche das bestätigten, was ich schon lange instinktiv gefühlt, und die ich gewiß nie vergessen werde:

„Zürnen Sie mir nicht, prinzipessa, wegen der Tödtung Ihres Lieblings, gegen den grausamen Willen jener Frau giebt es keine Auflehnung, die erfolgreich wäre. Was sie will, führt sie durch, und ein Menschenleben gilt ihr nicht mehr, als das des armen Cäsar. Das bedenken Sie, prinzipessa, und Gott möge verhüten, daß Sie je an sich selbst erfahren müssen, wie fürchterlich sie sich zu rächen weiß.“ —

Sie kommt seltener hierher seit jener Zeit, und wenn sie kommt, so ist mein erstes Geschäft, wenn ich ihren Wagen höre, meine beiden Hunde in meine Zimmer einzusperren, dann erst gehe ich sie zu begrüßen.

Nie wieder habe ich Veranlassung gehabt, mir ihren Zorn zuzuziehen, noch mich gegen ihren Willen aufzulehnen. Sie ist freundlich gegen mich, so weit sie dies überhaupt sein kann, und möchte gern mein Vertrauen wiedergewinnen, obgleich sie das im Grunde niemals besaß, doch wird ihr das niemals gelingen."

Mir graute vor dem Gedanken, daß Angela's Schicksal und mit ihm das meine in den Händen dieser durch jene grausame That genug gekennzeichneten Frau liege.

„Ist sie es, welche die Bestimmung traf, daß Dein Weg in einem Kloster endigen soll?" fragte ich.

„Ja, ich glaube," erwiederte sie gleichgültig.

„Wirst Du gern in's Kloster gehen?"

„O gewiß. Ich werde Gesellschaft dort haben, werde mich nicht mehr zu verbergen brauchen wie eine Verbrecherin, die sich am Tage in düstren Mauern einschließt und nur im Dunkel der Nacht ihren Schlupfwinkel zu verlassen wagt.

In das Kloster, sagt man mir, reichen die Arme der Feinde meines Geschlechtes nicht. Ich werde dort am Tage im goldenen Sonnenlichte wandeln und in der Gesellschaft anderer junger Mädchen fröhlich sein dürfen. — O, ich freue mich sehr auf jene Zeit!"

Da war ja einer der Zwecke, welchen man mit dieser Abschließung, in der man sie hielt, verfolgte, denn an jene Feinde glaubte ich nicht.

Ohne Widerstand, ja sogar freiwillig, wenn das vielleicht um irgend welcher geheimen Ursache willen nöthig war, würde sie sich in dem Kloster begraben lassen. Dort winkten ihr all' die unschuldigen Genüsse, die man ihr hier vorenthielt, dort ward ihr eine Freiheit, deren man sie hier beraubte. Nun, noch war es nicht so weit. Vielleicht hatte Gott selbst mich hierher gesendet, um dies junge, frische Leben der Welt, dem Glück zu retten, und damit mir selbst mein eignes Glück, das, ich fühlte es mehr und mehr, nur ihr Besitz mir bringen konnte, zu gründen.

Bewegt ergriff ich ihre Hand und sagte: „Könntest Du Dir nicht ein beglückenderes Loos denken, Angela? Glaubst Du, daß Gott Dich so schön schuf, um hinter öden Klostermauern

ein Leben unfruchtbarer Beschaulichkeit zu führen?"

Erstaunt öffnete sie ihre schönen Augen weit und fragte: „Welch' Loos meinst Du? Was könnte beglückender sein, als ein Gott geweihtes, nur in seiner Anbetung vollbrachtes Leben?"

„Das Leben einer Gattin, einer Mutter, Angela. Kannst Du es Dir nicht schöner vorstellen, durch Liebe beglückend und beglückt durch das Leben an der Seite eines Mannes zu wandeln, der in Dir das schönste Geschenk der Gottheit, sein edelstes, reichstes Besitzthum erblickt und schätzt? Die Mutter blühender Kinder zu werden, denen Du ein leuchtendes Vorbild jeglicher Tugend zu sein die köstliche Pflicht hast?

Meinst Du nicht, daß dies eine bessere Art von Gottesverehrung sei, als das leere Gebeteplappern, welches weder Dein Herz auf die Dauer zu befriedigen noch der Welt nur das Geringste zu nutzen vermag?

Mögen Jene die Klöster bevölkern, welche müde und gebrochen durch Unglück oder vielleicht durch Schuld einer Zufluchtsstätte bedürfen, um sich wieder auf dem Wege zu Gott zurecht zu finden. Aber solch' junge Wesen wie Du, theure Angela, freveln nur an sich selbst und versündigen

sich gegen die Gebote Gottes, wenn sie aus mißverstandener Frömmigkeit sich selbst zum Opfer darbringen. Nimmer kann ein solcher moralischer Mord Gott wohlgefällig sein, denn die edelste Bestimmung des Weibes ist Gattin und Mutter zu werden, und Gott selbst hat die Ehe eingesetzt."

Angela hatte mir schweigend, aber mit einer die Worte im Entstehen von meinen Lippen lesenden Aufmerksamkeit zugehört, jetzt zitterten mit einem unbeschreiblichen Ausdruck die Worte von ihren Lippen: „Gattin? Mutter?!" und ihr Gesicht in den Händen bergend, brach sie in Thränen aus.

Ich ließ sie gewähren und störte sie nicht. Nach langer Zeit trocknete sie endlich ihre Thränen und sagte aufblickend, schüchtern: „Aber man sagte mir, Gott sei das Opfer einer reinen Jungfrau das wohlgefälligste und der Braut Christi würde durch unabläßige Anbetung die Gnade zu Theil, die Seelen ihrer durch Schuld belasteten Angehörigen aus dem Fegefeuer zu erlösen. Mein Vater und meine Mutter sind ohne Beichte und Absolution in ihren Sünden dahingefahren. Habe ich nun nicht die Pflicht, mich ihrer Seligkeit zu opfern? Denn ein Opfer,

o ein schweres, ein entsetzliches Opfer" — sie rang die Hände — „erscheint mir das, was ich bisher als einen Vorzug betrachtete, worauf ich mich freute!"

„O, unglücklicher Wahn!" rief ich, mit zitternder Freude den Eindruck meiner Vorstellungen wahrnehmend. „Wie kannst Du glauben, daß Gott um die Seligkeit Deiner Eltern mit Dir gleichsam einen Handel eingehen würde?! Welch' kleine Vorstellung machst Du Dir von dem höchsten Wesen! Glaubst Du, daß der Allbarmherzige, der Allgütige in seiner unerschöpflichen Gnade von Dir Deinen weltlichen Tod fordert, um Deinen Eltern zu verzeihen, wenn sie sündigten? Raffte ein rascher Tod sie hinweg, so war es Gottes Wille, wie magst Du glauben, daß Gott bestraft, was sein Wille gesendet? Starb Christus nicht auch für sie? Und meinst Du, daß Priestermund dazu gehört, die erlösende Wohlthat seines Todes den Sündern zuzuführen?

Man belog Dich, unglückliches Kind, wenn man Dir diesen Wahn beibrachte, und man hat ohne Zweifel ein lebhaftes Interesse dabei, Deine blühende Jugend in einem Kloster zu vergraben.

Von jener Frau, die Du mir als so böse schilderst, ist freilich nichts Besseres zu erwarten, wenn es eben ihren Plänen dient. Daß aber Signora Puzzolini sich dazu hergiebt, Dir ebenfalls solch' völlig falsche Ansichten beizubringen, das überrascht mich. Ich hielt sie für eine edle, charakterfeste Frau, die, wenn sie sich auch durch Gott weiß welch' bittere Nothwendigkeit gezwungen, von Deiner bösen Großmutter — wenn die schwarze Dame das ist — als Deine Wächterin mißbrauchen ließ, sich doch niemals zu Betrug und Lüge herablassen würde."

„Das thut sie auch nicht!" rief Angela eifrig — „sie ist es im Gegentheil, welche in immerwährendem geheimen Kampfe gegen meine — ich sehe es jetzt wohl, mir geflissentlich eingepflanzten Klosterneigungen liegt. Erst vor kurzer Zeit hatten wir, nachdem Pater Giralomo mich wieder einmal besuchte, fast eine Scene deshalb. Sie schwor, es niemals zu dulden, daß ich in einem Kloster verkümmere, und fügte hinzu, daß, so sehr sie mich liebe, sie mich eher mit eigner Hand umbringen als dulden wolle, daß ich eine Beute der Jesuiten werde."

„O, welch' glücklicher Umstand!" rief ich hocherfreut — „da haben wir ja gleich die beste Ver-

bündete. Ich sage wir — theure Angela, warum sollte ich noch länger schweigen?

Seit ich Dich sah, liebe ich Dich. Willst Du mir angehören, Geliebte? Willst Du mein Weib werden?"

Sie sah mich einen kurzen Moment mit selig aufleuchtendem Blick stumm an, dann rief sie bebend: „Dein Weib, Eugene? Ach ja! Dein Weib, Dein glückliches Weib!" und warf sich schluchzend an meine Brust.

Glückselig drückte ich sie an mich und küßte die Thränen von den lieben Augen und dem süßen Antlitz.

Als wir, ruhiger geworden, der Zukunft gedachten, sagte ich endlich: „Es wird das Beste sein, wenn wir uns ohne Zögern der Signora entdecken und uns den Schutz und den Rath dieser würdigen Frau sichern, den sie uns nicht verweigern wird, da doch unsere Liebe am besten ihrem Vorsatze, Dich vor dem Kloster zu bewahren, dient. Ich bin überzeugt, sie wird mir vergeben, daß ich gegen die Gesetze der Gastfreundschaft fehlte."

„Das that sie bereits —" erwiederte eine weiche, milde Stimme, und Signora Puzzolini

trat aus dem Gebüsch, das sie bis jetzt geborgen, hervor.

„Verzeihung, meine Lieben —“ bat sie, unsere Ueberraschung sehend, „doch ich konnte in meiner Freude, meiner Dankbarkeit, daß Gott all' meine Wünsche so herrlich in Erfüllung brachte, mich nicht länger verbergen.“

„Deine Wünsche, Mama?“ fragte Angela erstaunt, die Signora durch eine Handbewegung einladend, sich zu uns zu setzen. „Wie meinst Du das?“

„Als ich den Namen des Grafen hörte und in sein edles, ausdrucksvolles Gesicht blickte —“ erwiederte die Signora, Platz nehmend, „wünschte ich, sein Herz möge frei sein und Gott es Dir zuwenden, damit Du in ihm den Retter vor den bösen Anschlägen Derer, die Deine Eltern verdarben, fändest. Daß Du selbst ihn lieben würdest, sobald Du ihn kennen lerntest, wußte ich am ersten Abende schon, als Du mir mit glänzenden Augen erzähltest, Du habest ihn erblickt, als er ankam. Später sah ich Dich Nachts durch meine Zimmer schleichen, wenn Du durch die geheime Thür des Bildes in das seine tratest, um ihn im Schlafe zu betrachten. Zwar fand ich nicht den Muth, mit ihm, wie ich gewollt,

über Dich zu sprechen, denn ich fürchtete Mißdeutung, doch ließ ich mit der bestimmten Hoffnung, er werde Dich im Garten sehen, die Läden seines Zimmers offen.

Ich sah ihn aus dem Zimmer steigen, hörte gestern Euer Gespräch und stellte mich heute krank, um ihm die Beschämung zu ersparen, die seine edle Seele empfinden mußte, sobald er der vermeintlich Hintergangenen gegenüber stand. Marco ist mit mir im Bunde und ließ, von mir veranlaßt, abermals die Läden offen. Wenig Minuten nach Euch kam ich hier an und hörte Alles. Könnt Ihr mir verzeihen?"

Wir versicherten ihr unsere Verzeihung und baten um ferneren Schutz, den sie uns versprach, worauf wir uns trennten.

Am Nachmittag durfte ich durch die geheime Thür in das Zimmer der Signora treten, nachdem ich aus Vorsicht wegen Marco's Frau, der wir nicht trauten, die Gardinen der Fenster geschlossen und die Thür verriegelt hatte.

Angela stand in der Mitte des Zimmers, beleuchtet von den durch die breitgestellten Jalousien hereinströmenden Sonnenstrahlen. Wie geblendet stand ich ihr gegenüber, so schön hatte ich sie nicht geglaubt. Lang wallten die gold-

blonden, von einem blauen Bande gehaltenen Locken über ihren Nacken bis zum Gürtel des auch heute weißen Gewandes nieder und umgaben das süße, reine, unschuldsvolle, lilienbleiche Gesicht wie mit einem Heiligenschein. Der sanfte Ausdruck der schönen Züge kontrastirte reizend mit dem Zug von Stolz, welchen ihnen die classisch geformte, leicht gebogene feine Nase verlieh und der von dem energischen Munde mit den etwas gesenkten Winkeln nur noch erhöht ward.

Als ich aber tief in die herrlichen Sterne der mich liebend anblickenden Augen schaute, da entdeckte ich, daß sie nicht schwarz, wie sie mir in der Nacht zu sein schienen, sondern von jener seltenen cyanenblauen Farbe waren, von denen ich in Romanen so häufig gelesen, sie aber noch niemals an einem Menschen gesehen hatte.

„Wie schön Du bist, meine süße Braut!“ rief ich entzückt, sie in meine Arme ziehend.

Die Signora sah uns mit glücklichem Lächeln zu und störte mit keinem Wort unser langes Liebesgeflüster.

Als wir ihr endlich gegenübersaßen und ich sie an ihr Versprechen erinnerte, mir heute Mittheilungen über Angela's Familie zu machen,

verdüsterte sich rasch ihr gutes Gesicht und sie erwiederte traurig:

„Machen Sie sich gefaßt, etwas sehr Trauriges zu vernehmen. Es ist eine lange Geschichte voll Schmerz und Thränen, und Sie werden die Bekanntschaft von Menschen machen, denen gegenüber Sie all' Ihres Mannesmuthes bedürfen werden, um Angela ihnen zu entreißen, denn in Jener fluchbeladenen Händen liegt ihr Geschick."

„Fürchten Sie nichts, Signora, an Muth mangelt es mir nicht, der Teufel selbst soll mir Angela nicht entreißen, denn mit Gottes Beistand würde ich auch ihn besiegen!" erwiederte ich zuversichtlich.

„Amen!" fügte sie bei, sich fromm bekreuzend, und fuhr zu Angela gewendet fort: „Du wirst viel erfahren, mein Kind, was ich Dir bisher beharrlich verschwieg und was Dich erschrecken wird. Aber verurtheile mich deshalb nicht und bedenke, daß es Unrecht gewesen sein würde, Deinen kindlich unschuldsvollen Sinn mit dem Gifte der Kenntniß solch' ungeheurer Schuld zu erfüllen, ehe ich Dir nicht zugleich den Retter zu zeigen vermochte, der Dich vom Rande des Abgrundes, an dem Du ahnungslos stehst, zurückreißen und Dich vor dem Schicksal, als letztes

Opfer teuflischer Grausamkeit, blutigen Hasses und bodenloser Habgier zu fallen, bewahren wird. Angela, Herr Graf, ist die einstige Erbin von Millionen, und darum wurde sie so erzogen, wie es geschah. Sie muß ja freiwillig — hahaha!" sie lachte bitter und schneidend — „freiwillig den Schleier wählen.

So trug man Sorge, ihr in dem Kloster die Befreiung von einer seit ihrer Geburt erduldeten Gefangenschaft, freie Bewegung im goldenen Sonnenscheine, die heitere Gesellschaft junger und — ebenbürtiger Mädchen zu bieten. Das war ein Großes für sie, die dies Alles entbehrte. Uns, ihren einzigen Umgang bisher, uns, den niederen Dienern, erzeigte sie ja schon eine große Gnade, wenn sie uns würdigte, mit uns anders als im Befehltone zu sprechen, so sagte man ihr wenigstens und schilderte ihr den Umgang mit Ebenbürtigen, den sie, verfolgt durch einen Generationen alten Haß mächtiger Feinde, eben nur in einem Kloster zu finden vermöge, als ein Leben des Paradieses, anderer Beweggründe nicht minder falsch und trügerisch, als dieser, gar nicht zu gedenken. Können Sie sich wundern, daß das Resultat dieser Bearbeitung, der ich unfähig war entgegen zu wirken, das gewünschte

war? daß Angela den Zeitpunkt ersehnte, der sie in ihr Paradies blauen Blutes bringen und von der niedern Gesellschaft frei machen würde, die sie so lange umgab?"

„Nein, Mama, nein das that sie nicht!" rief Angela weinend, die so bitter sich äußernde Signora umschlingend. „Du thust Deinem Kinde Unrecht. Du weißt recht gut, wie sehr ich Dich liebe und daß der Unterschied des Standes mein Herz nicht von dem Deinen trennen kann. Du weißt, daß ich es bei Pater Giralomo durchgesetzt habe, daß Du auch nach meinem Eintritt in das Kloster so oft und so lange bei mir bleiben darfst, als Du willst. Niemals habe ich Deine oder des guten Papa Puzzolini Gesellschaft als eine nicht meiner ganz würdige betrachtet, Du weißt, ich habe auch ihn recht lieb. Glaubst Du mir das, meine liebe alte Mama?"

„Ja, mein Kind, ich weiß recht wohl, daß die edlen Neigungen in Dir noch stets den Sieg über den tief in Deiner Natur begründeten Stolz davontrugen, diesen Stolz, den man auf alle Weise zu nähren sich bemühte, um Dich fern zu halten von meinem Herzen. Das ist ihnen nicht gelungen, wie sie doch glauben, aber glaube Du mir, hätten sie Dich nur einmal im Kloster,

Du würdest nie mein Angesicht wieder gesehen haben. Doch denken wir daran nicht, Du weißt, ich halte was ich sage, und ich hätte Dich eher ermordet und dann mich, ehe ich Deine herrlich blühende Jugend, Deinen edlen reichen Geist jenem Moloch zum Opfer fallen sah, den sie als ihren Gott ausgeben, und Dich unter tausend geistigen und leiblichen Qualen dort in ihrem fürchterlichen Gefängniß langsam zu Tode martern ließe. Das habe ich dem Schatten Deiner unschuldig gemordeten Mutter geschworen. Niemals sollen jene Baalspriester das reiche Erbe erlangen, nach dem sie schon so lange streben, für das sie so viel gesündigt, um das sie Mord auf Mord gehäuft, und Alles das in majorem Dei gloriam."

„In welches Kloster sollte Angela gebracht werden?" fragte ich die übermäßig erregte Frau, während Angela betroffen und ängstlich über den drohenden Gesichtsausdruck der Pflegemutter sich an mich schmiegte.

„Sagt Ihnen das der von mir angeführte Wahlspruch nicht? Wer anders als die Jesuiten wäre so bereit in Blut zu waden, sobald jenseits dieses Meeres ein Vermögen winkt, werth der Mühe. Das Kloster der Schwestern du sacre

coeur zu Rom harrt des neuen Opfers, dem man sogar vorspiegelte, daß es binnen wenig Jahren zur Würde der Aebtissin, kraft ihrer fürstlichen Geburt, emporsteigen werde. Was man dabei nicht sagte, war, daß das kanonische Alter zu solch' hoher Würde unerläßlich ist. Es kam ja auf eine Lüge mehr nicht an."

„Ist der Zeitpunkt zur Aufnahme schon festgesetzt?" fragte ich weiter, als sie schwieg.

„Ja, doch hängt er glücklicherweise nicht von der Jesuiten eigenem Willen ab. Noch ist er fern, Dank der Bestimmung jenes aufgeklärten Vorfahren Angela's, den Gott dafür im Jenseits segnen möge! — Kein Glied der Familie d'Azeglio — diesem Hause gehört Angela an — darf vor zurückgelegtem einundzwanzigsten Lebensjahre den Klosterberuf wählen, es sei ein männliches oder weibliches, ferner darf sein Fuß noch nie die Schwelle eines Klosters bis dahin überschritten haben und es muß vor zehn von der Regierung ernannten Zeugen die Erklärung abgeben, daß seine Wahl eine durchaus freiwillige sei. Angela zählt achtzehn Jahre, so hatte ich noch drei Jahre Zeit auf einen Retter zu hoffen, oder mich mit meinem schrecklichen Entschlusse auszusöhnen. Gott sei gepriesen, der so gnädig

meine Gebete erhörte, er wird uns weiter helfen und uns beistehen gegen jene Elenden, die unter dem Vorwande, ihm zu dienen, nur den eigenen niederen Gelüsten einer unersättlichen Habgier und Herrschsucht fröhnen. —

Doch lassen Sie mich zur Sache kommen. Ich werde mich, um Angela's Reinheit zu schonen, oft nur andeutend verhalten können, Sie werden mich mit Ihrer Lebenserfahrung schon verstehen, und wo nicht, kann ich Ihnen später mittheilen, was Ihnen dunkel blieb. Obgleich ich mich so kurz als möglich fassen werde, muß ich doch etwas weit ausholen bei meiner Erzählung.

Ich bin die Tochter eines deutschen Malers, den der Marchese di Valeri, der Großvater Angela's, in Deutschland kennen lernte und seine Freundschaft erwarb. Der Zufall fügte es, daß mein Vater bei einer Wasserpartie, während welcher der Kahn, in welchem sie fuhren, durch des Marchese Schuld umschlug, diesem mit eigner Lebensgefahr das Leben rettete.

Fortan waren sie unzertrennlich, und mein Vater begleitete den Freund, als Jener in die Heimath zurückkehrte, um sich dort mit der Dame seiner Wahl zu vermählen. Der Marchese war

einer der reichsten Männer von Italien, von ihm stammt auch das Vermögen, welches man so gern gewinnen möchte. Er hatte im Stillen in dem schönsten Theile des zu seinem Schlosse gehörigen Parkes ein Haus erbauen lassen, und in diesem schon von außen als ein der Kunst geweihter Tempel erscheinenden buen retiro dem Freunde ein trauliches Heim bereitet. Dort lebte mein Vater nur seiner Kunst und dem Freunde, bis ein dritter Gegenstand der Verehrung sich den Zweien beigesellte. Ein Jahr nach der Hochzeit des Freundes heirathete er die deutsche Gesellschafterin der jungen Marchesa. Das innige Band, welches die beiden Familien vereinte, sollte noch inniger werden dadurch, daß die Freunde fast zu gleicher Zeit Vaterfreuden zu erwarten hatten. Ich wurde zuerst geboren, war ein kräftiges, gesundes Kind und meine gute Mutter schon so weit wieder genesen, um ohne Gefahr für sich selbst den Vorsitz am Bett der geliebten Freundin einzunehmen, als auch ihr die Stunde schlug. Bei der zarten Gesundheit der Marchesa ging sie nicht so glücklich vorüber, als man gehofft, und das Kind, ebenfalls ein Mädchen, galt Anfangs für todt, die Marchesa war dem Tode sehr nahe. Meine Mutter

nur wollte an den Tod des Kindes nicht glauben, und ihren stundenlangen, alle Mittel erschöpfenden Bemühungen gelang es endlich, den kleinen kalten Körper wieder zu beleben. Sie triumphirte und eilte nun zur jugendlichen Mutter. Auch hier war das Glück bei ihr, Gott und die jugendlichen Kräfte halfen. Mutter und Kind blieben am Leben und genasen. Das Kind, von meiner Mutter zugleich mit mir gepflegt, gedieh bei der kräftigen Amme, der man es anvertraute, vortrefflich und ward mit mir am gleichen Tage getauft. Wir wurden zusammen erzogen und waren unzertrennlich. Antonina war zwar zart geblieben, aber dabei doch gesund und fröhlich wie eine Lerche. Die Marchesa war aber leider nach der Geburt ihres Kindes nie wieder geworden, was sie vorher gewesen, und, nachdem sie so hinvegetirt, nach einigen Jahren gestorben. Wir waren damals erst acht Jahre und Antonina überwand ziemlich rasch den Schmerz um die Mutter, deren Gesundheit ihr selten gestattete, das geliebte Kind mit seiner großen Lebhaftigkeit lange um sich zu haben. Nicht so der Marchese, er hatte die Dahingeschiedene glühend geliebt und ihm schien mit ihrem Tode des Lebens Zweck und Inhalt dahin zu

sein. Er ward schwermüthig, und selbst mein Vater verlor mehr und mehr die Macht, ihn aus seiner Versunkenheit aufzureißen, ja er schien allmälig sein Herz ganz zu verlieren mit den Jahren. Endlich kam es sogar vor, daß der Marchese sich vor ihm verläugnen ließ, da er doch stets für seinen Beichtvater, einen heuchlerischen Franziskaner, der öfter und öfter in dem Schlosse erschien, stets zu sprechen war, und sich oft zu Bußübungen, die den gebeugten Mann noch tiefer zu beugen schienen, mit ihm einschloß. Diesem unheilvollen Einflusse vielleicht zu rasch weichend, zog mein Vater sich tief gekränkt zurück und wendete seine ganze Liebe der herrlich erblühenden Marchesina zu. Antonina zählte damals fünfzehn Jahre und war das schönste, lieblichste Wesen, welches man sich denken kann, sie würde selbst neben Angela, die mehr dem Vater gleicht als ihr, für ebenbürtig an Schönheit gegolten haben.

Dabei war sie beweglich wie eine Libelle, sang und tanzte den ganzen Tag, dennoch nicht einen Augenblick selbst in den flüchtigsten Bewegungen die wunderbare Grazie verläugnend, die von ihr untrennbar schien. Selbst der schwermüthige Vater mußte lächeln, wenn er sie er-

blickte, in ihrer Gegenwart wurde der finstere Einfluß des Beichtvaters auf ihn paralysirt. Und Pater Giralomo selbst schien ihrem Einflusse dahingegeben zu sein, denn der stolze schweigsame Mann wurde umgänglich und beredt. Er bestrebte sich sie zu unterhalten und gab sich sichtlich alle Mühe ihr zu gefallen, was eigentlich nicht gerade schwer zu sein schien, denn er war ein noch junger, schöner Mann, dessen stolze Haltung und scharfgeschnittene kühne Züge wenig für die Kutte paßten, deren Häßlichkeit ihn doch nicht zu entstellen vermochte. Allein Antonina konnte doch kein Vertrauen zu ihm fassen, sie bebte instinctiv vor ihm zurück, wie der arme kleine Vogel vor der Schlange, der er am Ende doch erliegen muß. Genau so wie ein solcher vermochte sie sich, ungeachtet der warnenden Stimme in ihrem Innern, dem Eindruck seiner Beredsamkeit und einschmeichelnden Manieren nicht gänzlich zu entziehen. Obgleich sie bei seinem Eintritt in das Zimmer erbleichte und zitterte, und unter dem Feuer des Blickes seiner mächtigen Augen, der, wenn er sich unbeobachtet wähnte, mit der intensiven Gluth schrankenloser Leidenschaft auf ihr verweilte, mehr als einmal einer Ohnmacht nahe war, entfloh sie doch nicht,

sondern blieb, um mit athemloser Aufmerksamkeit seinen, ich muß es gestehen, hochinteressanten Erzählungen und Vorträgen zu lauschen.

Ich selbst war gefesselt von seinem Geiste und schmeichelhaft berührt von der ausgezeichneten Aufmerksamkeit und Achtung, mit welcher er mich zu umgeben pflegte.

Meine Mutter war um diese Zeit schon lange leidend und ihr Zustand flößte mir wachsende Besorgniß ein. Da ließ sie mich zu ungewohnter Stunde rufen. „Maria" — redete sie mich an — „Du bist von Gott mit einem für ein Weib seltenen starken Charakter begabt, versprich mir, wenn ich nicht mehr bin, Antonina's Schutzgeist zu werden. Verlaß sie nie, bringe ihrem Glücke, ihrem Wohle, wenn es sein müßte, Dein eignes Glück zum Opfer. Du würdest damit nur die Schuld Deiner Eltern, welche alles Glück, das sie in so reichem Maße genießen durften, nur ihren Eltern schulden, abtragen. Schütze sie vor Allem vor dem Pater Giralomo, ich weiß seit heute, daß er nicht Franziskaner, sondern ein verkappter Jesuit ist, und ich fürchte sehr, daß es seiner Schlauheit, seiner Geschicklichkeit gelingen werde, seine finsteren Pläne, die ich Dir heute

Abend noch entwickeln werde, wie ich sie theils entdeckte, theils mir combinirte, in Bezug auf Antonina auszuführen, ohne bei dem Marchese, den er ganz und gar umgarnt hält, Widerstand zu finden. Deshalb mußt Du und Dein Vater sie vor den Jesuiten schützen, ihr müßt dazwischen treten und das Gelingen ihrer Pläne verhindern. Kehret ihre Lehre, diese Lehre des Fluchs — der Zweck heiligt die Mittel — gegen sie selbst. Versprich mir, Antonina nie mit dem Pater allein zu lassen, bleib, wenn auch unsichtbar, doch immer in der Nähe. Verstelle Dich, lüge, heuchle wenn es sein muß, scheue nichts, um jenen entsetzlichen Menschen zu überlisten, und dulde nicht, daß man Antonina in's Kloster schleppt, das ist es, was man beabsichtigt, ich weiß es gewiß. Darum mußte mein Anton, Dein armer Vater, von dem Freunde verdrängt werden, damit man das Feld frei habe, man wird nichts scheuen, um den Zweck, mit Antonina ihre Millionen zu gewinnen, zu erreichen.

Du hast mich doch verstanden, Maria, und wirst thun, was ich wünsche?" Ich bejahte und leistete festen Tones den Eid, den sie von mir forderte. Zufrieden legte sie sich tief ermattet in die Kissen zurück und sagte: „Jetzt will ich ein

wenig ruhen und dann den Vater sprechen. — Geh, mein Kind, und sei immer Deines Schwures eingedenk, Gott wird Dir beistehen mit seinem Segen." — Ich ging um mich recht auszuweinen, was ich vor ihr nicht gewagt.

Die Ahnung, daß ich die geliebte Mutter bald verlieren werde, die ich schon seit einiger Zeit mit mir herumgetragen, war heute zur Gewißheit geworden und das zärtliche Tochterherz forderte seine Rechte. Ach, was nützt uns in solchen Fällen, wo ein ungeheurer Schmerz an uns herantritt, die Stärke des Charakters, wir empfinden nur um so tiefer, denn so stark wie der Charakter, so tief, so schrankenlos, so intensiv sind auch unsere Gefühle und die Qualen, welche wir durch sie leiden. Ach, ich ahnte noch größeren Schmerz, denn mich faßte eine furchtbare Angst um meinen Vater, er allein von Allen schien die Verheerungen der schleichenden Krankheit auf den bleichen, verfallenen Zügen der geliebten Frau nicht zu sehen, er war vollkommen ahnungslos, wie fürchterlich würde der Schlag ihres Verlustes ihn treffen.

Nach langer Zeit fand ich ein wenig Trost im Gebete und erhob mich etwas gestärkt, um mich zu Antonina zu verfügen, die mich erwar-

tete. Ich hatte mich gefaßt und ließ ihr nichts ahnen von dem, was mich so tief schmerzlich bewegte. Um mein Aussehen, das ihr sogleich auffiel, zu erklären, gab ich vor an heftiger Migräne zu leiden, und bat sie mir vorzulesen, was sie bereitwillig that. Nach einer Stunde etwa rief mich die Dienerin meiner Mutter ab. Das Mädchen erschien so verstört und so bleich, sie wollte sprechen und schien vergebens nach Worten zu suchen, daß ich, das Schlimmste ahnend, mich mit Fragen gar nicht aufhielt, sondern beflügelten Schrittes durch den Park nach unserem Hause eilte. Erst vor dem Zimmer meiner Mutter hielt ich an, um ein wenig Athem zu schöpfen und sie nicht durch meine Aufregung zu erschrecken. Ich horchte. Alles war still. Von der gräßlichsten Angst erfaßt, öffnete ich leise die Thür und erblickte meinen Vater vor dem Bett knieend, den Kopf auf dasselbe gelehnt, regungslos. Ich trat näher und — ein Blick in das Gesicht meiner Mutter sagte mir Alles — sie war todt. Laut aufschreiend sank ich neben meinem Vater in die Knie, die Arme um ihn schlingend. — Die Thränen stockten in meinen Augen, mein Herz stand vor Entsetzen still. — Die Gestalt meines Vaters hatte von meiner heftigen Bewegung das Gleich-

gewicht verloren, sie entglitt meinen Armen und fiel zu Boden. Da lag sie vor meinen entsetzten Blicken steif und kalt — still und bleich das kalte Gesicht, der Mund leicht herabgesunken, die lieben Augen gebrochen, wie die meiner Mutter.

Die fürchterliche Wahrheit des Geschehenen drängte sich meinem verzweifelnden Herzen auf.

Mein Vater hatte den plötzlichen Verlust der über Alles geliebten Frau, in der er lebte und webte, nicht zu ertragen vermocht.

Wie sich später zeigte, hatte ein Herzschlag ihn schnell und schmerzlos der entschwindenden Seele der Geliebten beigesellt.

So verlor ich an einem Tage beide Eltern und stand im sechzehnten Jahre allein in der Welt.

Der Marchese nahm mich sogleich ganz in das Schloß und versprach mir feierlich, immer als Vater für mich sorgen zu wollen. Der Tod seiner Freunde hatte ihn doch etwas aus seiner Versunkenheit aufgerüttelt, jetzt zeigte sich, daß er dem Freunde sein Herz nicht entzogen, sondern seinen Verlust so tief empfand, wie er derselben nur in der Zeit ihres innigsten Zusammenlebens zu empfinden vermocht hätte. Er trauerte mit mir, wie es Antonina that. Eine Reise,

welche der Marchese — nachdem sich mein Schmerz im Laufe der Zeit ein wenig gemäßigt hatte — auf den Rath des Pater Giralomo in das nördliche Italien unternahm, änderte viel in unseren Verhältnissen. Der Marchese machte die Bekanntschaft einer Dame und verbrannte sich an dem Feuer ihrer Augen so, daß er sie heirathete. Diese neue Verbindung wies Antonina noch mehr auf mich an, als bisher. Ich lernte im Laufe der Zeit wieder fröhlich sein mit den Fröhlichen. Die neue Marchesa war oder schien vielmehr außerordentlich fromm zu sein, was jedoch nicht hinderte, daß sie auch den Freuden der Welt nicht minder außerordentlich ergeben war. Pater Giralomo war auch ihr Beichtvater geworden, und Beide schienen sich friedlich in die Herrschaft über den Marchese zu theilen, der sich wenig zu seinem Vortheil verändert hatte und reizbar, heftig und eigenwilliger als je geworden war, obgleich er in dieser Beziehung immer etwas leistete. Er fand wenig Geschmack an dem gesellschaftlichen Leben seiner Frau und blieb, wenn sie rauschende Feste aufsuchte, lieber allein. Zuweilen kam er zu uns, um einige Stunden mit uns in unsrer trauten, stillen Häuslichkeit zu verleben. Dann war er immer besonders gütig

und freundlich und wir waren glücklich in seiner Gesellschaft.

Obgleich Antonina erwachsen war nach italienischer Sitte, und sonach Anspruch auf die Theilnahme an allen Gesellschaften hatte, wurde sie doch von der Stiefmutter, die sich im Allgemeinen tadellos gegen sie benahm und von Freundlichkeit, ja von Zärtlichkeit gegen die Tochter überzufließen schien, streng der Welt fern gehalten. Niemand, welcher der Gesellschaft, wenigstens dem männlichen Theil derselben angehörte, bekam sie zu sehen. Die Marchesa war eben noch selbst ziemlich jung und schön und fürchtete wohl, ihre Reize möchten allzu gering neben der aufblühenden Schönheit der Stieftochter erscheinen. So erklärte ich mir diese Ausschließung.

Antonina konnte eben so wenig wie ich ein Herz zu der Dame fassen, besonders war ich von einem Mißtrauen, einer Abneigung gegen sie erfüllt, das bis jetzt durch nichts gerechtfertigt ward, wenn man nicht die sichtlich sehr enge Verbindung mit Pater Giralomo als Grund dazu anführen wollte. Die Dame jedoch wie der Pater hielten mich für völlig harmlos, wie ich aus der schonenden, ja geradezu befördernden freundlichen Duldung, die sie meiner innigen Verbindung mit

Antonina zu Theil werden ließen, schließen mußte. Dank meiner Verstellung machte man nie den geringsten Versuch, unsere Freundschaft zu stören. Anfangs war mir diese Verstellung außerordentlich schwer geworden, denn einmal von meiner Mutter auf die geheimen Pläne des als Franziskaner verkappten Jesuiten aufmerksam gemacht, war ich von dem tiefsten Abscheu gegen ihn erfüllt worden, und wäre am liebsten aus seiner Nähe wie aus der einer giftigen Schlange geflohen. Allmälig kam mir auch hier die Macht der Gewohnheit zur Hilfe. Noch hatte ich keine Veranlassung gefunden, als sichtbarer Schutzgeist der Freundin aufzutreten, noch war der Pater außer durch seine Blicke nicht aus der Rolle eines väterlichen Freundes Antonina's gefallen.

Da, am Tage vor unserer gemeinschaftlich, bald an Antonina's, bald an meinem Geburtstage stattfindenden Geburtstagsfestlichkeit, sollten sich zwei Vorfälle ereignen, welche unser bisher im ruhigsten Wasser dahingleitendes Lebensschiff mit einem Male hinaus in ein sturmbewegtes Meer schleuderten. Wir vollendeten das zwanzigste Jahr.

In der Frühe des Morgens wandelten wir wie gewöhnlich einem Wäldchen zu, das auf

einem Hügel unter dem dichten Schatten von Lorbeer- und Orangenbäumen unsern Lieblingssitz barg, wo wir täglich ein paar Stunden zubrachten, um den sich dort bietenden, weiten, herrlichen Ausblick auf das Meer zu genießen.

Auf der Höhe angelangt, athemlos vom Laufen, Antonina war mir davon gesprungen, ich, um sie zu haschen, hinter ihr drein, blieben wir überrascht und ein wenig beschämt, uns so unvortheilhaft, erhitzt, mit fliegenden Locken und vom Wettlaufe etwas derangirter Toilette, präsentiren zu müssen, stehen. Auf unserer Bank saß ein junger schöner Mann und starrte Antonina mit weit aufgerissenen Augen wie verzückt an, als käme sie aus einer andern Welt.

Ueberrascht über Antonina's Regungslosigkeit schaute ich sie an und sah, daß auch ihr Blick in dem seinen wurzelte, wie festgebannt. Sie zitterte und erglühte bis zum tiefsten Purpur, aber ihre Augen verließen ihn nicht.

Ich erbebte und durch mein Herz zuckte die schmerzliche Ahnung, daß dieser Moment die Alleinherrschaft in ihrem Herzen für mich auf immer vernichte, ich ahnte — nein, ich wußte, was kommen werde. Wir haben zuweilen solche

Momente, wo wir mit der Gewißheit eines Orakels das Kommende vorausſehen.

Wie lange ſie ſich angeſtarrt haben möchten, wenn nicht mein leiſer Ruf ſie zu ſich ſelbſt zurückgebracht, weiß ich nicht.

Sie wendete ſich zu mir, und ihren Arm um mich ſchlingend, wollte ſie mit mir den Platz verlaſſen.

Da ſprang der Fremde auf, und den Hut ziehend, nahte er ſich, um ſein Hierſein zu entſchuldigen und ſich uns, oder vielmehr Antonina, denn mich hatte er noch nicht einmal angeſehen, in aller Form als Mario del Layo, Principe d'Azeglio darzuſtellen.

Antonina blieb, und ich natürlich mit ihr. Im Verlauf der Stunden, welche wir mit dem Principe hier zubrachten, wurden wir ſo vertraut, als wären wir Jahre bekannt geweſen. Mich feſſelte die ausnehmende Liebenswürdigkeit, mit welcher er mir entgegenkam, als Antonina mich — wie ſie ſich ausdrückte — als der beſte Theil ihres Ich vorſtellte, in hohem Grade, und der offene, edle Freimuth ſeines Weſens ließ ihn mir als der Freundin würdig erſcheinen.

Später, denn er verhehlte vor mir nichts — was er ſich ſelbſt Antonina gegenüber ſchämte

zu gestehen, erfuhr ich, wie er hierher gekommen, wohin sich noch niemals der Fuß eines Menschen aus der Gesellschaft verirrte. Mario war bisher einer der eifrigsten Verehrer der Marchesa gewesen — die kokette Frau liebte es, deren eine große Zahl um sich zu versammeln. Nun war von irgend einem Naseweis der Gesellschaft, der Antonina vielleicht in der Kirche gesehen hatte, behauptet worden, die Marchesa lasse ihre erwachsene Stieftochter nur deshalb nicht in der Welt auftreten, weil sie sich neben deren wunderbarem Reiz wie eine Klatschrose neben der königlichen Centifolie ausnehmen würde.

Diese Behauptung erregte einen Sturm unter der vornehmen Männerwelt. Niemand vermochte aber zu entscheiden, ob die kecke Behauptung wahr oder unwahr sei, denn Keiner hatte Antonina gesehen. Mario brach natürlich für die Schönheit der Marchesa eine Lanze und wettete, daß er binnen wenig Tagen die verborgen gehaltene Tochter sehen und dann beweisen werde, daß diese Behauptung, wenn nicht eine Unwahrheit, doch gewiß eine große Uebertreibung sei.

Sein Diener mußte über die Gewohnheiten der Marchesina Erkundigungen einziehen, und so war es ihm leicht geworden, sie zu sehen, ohne

die Aufmerksamkeit ihrer übrigen Umgebung auf sich zu lenken. Natürlich erfuhr Niemand, daß ihm sein Vorhaben gelungen, denn er gab vor, vergebliche Versuche gemacht zu haben und zahlte geduldig die hohe Wette.

Ende des ersten Bandes.

Druck von E. Päz in Naumburg a/S.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Ring, Max, Der große Krach. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. circa 4 Thlr. = 12 M.

Grosse, Julius, Neue Erzählungen. 3 Bde. 8. eleg. broch. circa 4 Thlr. = 12 M.

Kohn, S., Gabriel. Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. circa $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Winterfeld, A. von, Die Unzertrennlichen. Humoristischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Habicht, Ludwig, Schein und Sein. Roman. 5 Bde. 8. broch. 6 Thlr. = 18 M.

König, E. A., Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden," Unter den Frommen. Roman. 4 Bde. 8. broch. circa 6 Thlr. = 18 M.

Norden, Ernst, Es werde Licht. Eine Erzählung. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr. = 6 M. 75 Pf.

Schlägel, Max von, Die Gründer. Roman. 8. eleg. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Wachenhusen, Hans, Säbel und Scapulier. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Kohn, S., Verfasser des „Gabriel", Ein Spiegel der Gegenwart. Ein Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Jókai, Maurus, Novellenblüthen. Eine Sammlung auserlesener Novellen. Aus dem Ungarischen von T. V. Karl Dluhoß. 4 Bde. 8. eleg. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Habicht, Ludwig, Am Genfer See. Erzählung. 2 Bde. 8. eleg. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr. = 6 M. 75 Pf.

Wichmann, Paul Victor, Herzog Heinrich von Rohan. Historischer Roman. 5 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr. = 20 M. 25 Pf.

Bibra, Ernst Freiherr von, In Südamerika und in Europa. Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. $3\frac{1}{4}$ Thlr. = 9 M. 75 Pf.

Auer, Adelheid von, Gesammelte Erzählungen. 3 Bde. 8. eleg. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Ernesti, Louise, Ein kaiserlicher Wahlspruch. (I. Abth.: Die Glieder eines Stammes und ihres Hauses Vorgeschichte.) Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Ernesti, Louise, Ein kaiserlicher Wahlspruch. (II. Abth.: Die neue Zeit und das neue Geschlecht.) Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr. = 15 M.

Ring, Max, Unfehlbar. Zeitroman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr. = 18 M.

Winterfeld, A. von, Groß-Busekow. Humoristischer Kriegs-Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr. = 16 M. 50 Pf.

Schlägel, Max von, Siege der That. Erzählungen. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr. = 9 M.

König, E. A., Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden", Um Gold und Ehre. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr. = 18 M.

Schlägel, Max von, Vom Fels zum Meer. Erzählungen. 4 Bde. 8. eleg. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Mylius, Ottfried, Ein verlorener Sohn. Familien-Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. $5^3/_4$ Thlr. = 17 M. 25 Pf.

Hoefer, Edmund, Kleines Leben. Erzählungen. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Brandt, Oscar, Novellen. 2 Bde. 8. eleg. broch. $2^3/_4$ Thlr. = 8 M. 25 Pf.

König, E. A., Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden", Das Kind Bajazzo's. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr. = 18 M.

Harry, Hermann, Von Fall zu Fall. Tendenz-Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr. = 18 M.

Märchen aus der indischen Vergangenheit. Nach mündlichen Ueberlieferungen gesammelt von M. Frere. Aus dem Englischen von A. Passow. Mit 4 feinen Buntdruckbildern u. 47 Holzschnitten. 8. In illustr. 7farbigen Umschlag geb. 2 Thlr. = 6 M.

Melek-Hanum, Frau des Kibrizli-Mehemet-Pascha, Dreißig Jahre im Harem. Autobiographie. Aus dem Englischen von Marie Saphir. 2 Bde. 8. broch. $1^1/_2$ Thlr. = 4 M. 50 Pf.

Marmol, José, Amalia. Ein Bild aus den Schreckenstagen von Buenos-Ayres. Aus dem Spanischen. 3 Bde. 8. eleg. broch. $3^1/_2$ Thlr. = 10 M. 50 Pf.

Junghans, Sophie, Freudvoll und Leidvoll. Erzählungen. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Penn, Heinrich, Der slavische Bauernkönig. Historischer Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. $2^1/_4$ Thlr. = 6 M. 75 Pf.

Grosse, Julius, Daponte und Mozart. Roman in fünf Büchern. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr. = 12 M.

Zastrow, Carl, Die Clarinette als Talisman. Musikalischer Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Awdejeff, M., Tamarin und Iwanow. Ein Roman. Aus dem Russischen. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr. = 9 M.

Nemmersdorf, Franz von, Ein Gentleman. Geschichte eines jungen Mannes. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. $5^1/_2$ Thlr. = 16 M. 50 Pf.

Stegmann, Rudolf, Ein Oratorium der Zukunft. Komischer Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. $1^3/_4$ Thlr. = 5 M. 25 Pf.

Herbert, Lucian, Casanova, Chevalier von Seingalt. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. $4^1/_2$ Thlr. = 13 M. 50 Pf.

Tornow, Karl, Leben um Leben. Roman. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr. = 18 M.

Kampfmuth, Georg, **Per aspera ad astra.** Roman. 8. eleg. broch. $1^1/_3$ Thlr. = 4 M.

Winterfeld, A. von, Onkel Sündenbock. Humoristischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr. = 15 M.

Bibra, Ernst Freiherr von, Die neun Stationen des Herrn von Scherenberg. Roman. 2 Bde. 8. broch. $3^1/_2$ Thlr. = 10 M. 50 Pf.

In demselben Verlage erschienen ferner folgende Werke von

Egon Fels:

Das Geheimniß der vier Tage.

Roman.

4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr. = 15 M.

Loreley.

Roman.

4 Bde. 8. eleg. broch. 5½ Thlr. = 16 M. 50 Pf.

Die Rose von Delhi.

Historischer Roman.

4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr. = 15 M.

Titania.

Roman.

4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr. = 15 M.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.